Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Armand.

Ein Roman in zwei Bänden.

Nach dem schwedischen Original von

August Blanche

bearbeitet

von

Hans Wachenhusen.

Zweiter Band.

Berlin 1859.
Verlag von Otto Janke.

I.

Ein Concert.

In Paris giebt es kaum eine Straße, die nicht ihre Geschichte hätte, welche mit den Geschicken Frankreichs, ja der ganzen Welt in Beziehung steht. Unter diesen Straßen nimmt die jenseits der Seine belegene Rue de l'Ecole de Medecine nicht den letzten Raum ein, wenn sie auch so eng und düster ist, daß das Tageslicht kaum auf die Straße hinab zu dringen vermag. Drei Häuser namentlich sind es, welche hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

In dem einen, dem sogenannten Commerce-Hofe wohnte Danton, einer der wildesten Revolutionäre. Im Jahre 1794 am 31. März ward er nebst seinem Freunde Lacroix aus diesem Hause abgeführt, um am 5. April sein Haupt unter die Guillotine zu legen. In dem anderen Hause, nicht weit von dem Danton's, wohnte Marat, die größte Hyäne der Republik. Es

war am 13. Juli 1793 als ein schönes Landmädchen in dieses Haus trat, nach Marat fragte und vorgab, sie habe ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. Marat befand sich gerade im Hinterzimmer im Bade, er ließ sie eintreten, und als sie angab, sie komme von Caen, wünschte er von ihr die Namen der Flüchtlinge zu wissen, die sich in dieser Gegend vor den Henkern der Republik verbargen. Das Mädchen nannte ihm eine Anzahl Namen. Gut, sagte er, sie sollen alle auf die Guillotine! Kaum aber hatte er gesprochen, als ihm das Mädchen ein Messer bis ans Heft in die Brust stieß. Ihr Name war Charlotte Corday, die wenige Tage darauf als Märtyrerin auf dem Schaffot endete. — In dem dritten Hause wohnte einer der Schakale der Republik, der Schuhmacher Simon, bekannt als der Gefängnißwärter von Ludwig's XVI. Sohn.

Auch zu Anfang Februar des Jahres 1848 hatte diese Straße ihre Geheimnisse. Wir führen den Leser in ein kleines Haus, steigen die düstre, schmale, von einer kleinen Lampe schwach erhellte Treppe hinauf und treten in einen ziemlich geräumigen Saal, der nur durch eine Anzahl von rohen Bänken möblirt ist. Vor jeder dieser Bänke erhebt sich ein Pult, auf jedem Pulte liegen dicke Notenbücher. An der Wand, nahe der Thür, steht eine Estrade, auf dieser eine Art Katheder, und hinter

demselben ein junger Mann, der eine sehr lebhafte Anrede an die auf den Bänken versammelten Männer hält, von denen jeder mit einem musikalischen Instrument bewaffnet ist.

Diese Rede steht in dem seltsamsten Contrast mit der scheinbaren musikalischen Beschäftigung der Versammelten; sie wird auch ganz plötzlich durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. — Ein junger Mann trat eilig herein, flüsterte dem Vorsitzenden einige Worte zu, eilte dann zu seinem Platz und nahm ebenfalls ein Instrument zur Hand. Allgemeine Stille herrschte plötzlich im Saal; ebenso plötzlich aber, auf ein Zeichen des Vorsitzenden, erhob sich eine ohrenzerreißende Musik, da Alle gleichzeitig ihre Instrumente zu stimmen begannen.

Ein Mann in Civil trat herein; die gräßliche Musik verstummte. Ohne ein Zeichen der Ueberraschung wandte sich der Vorsitzende an den Eingetretenen, der mit großer Verwunderung diese Gesellschaft überschaute.

— Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuchs, Herr Polizei-Commissair? fragte der Vorsitzende.

Der Commissair, ein hoch und schlank gewachsener Mann, wandte sich, ohne zu antworten, an den ihm zunächst Sitzenden.

— Sie sind wieder nach Paris zurückgekehrt, Herr Armand Cambon? fragte er.

— Seit einigen Tagen, ja!

— Sie waren in Lyon?

— Bei meinen Verwandten, zu dienen!

— Wohnen aber nicht mehr in der Rue Etienne?

— Nein; denn meine Wohnung wurde bei meiner Abreise von einem Andern eingenommen.

— Der aber auch nicht dort wohnt!

— Kein Wunder, antwortete Armand, die Schulter zuckend; Sie wissen ja, daß jenes Haus nicht allzu gemüthlich ist.

— Sie wohnen also jetzt hier?

— Ja, ich besitze zwei Zimmer in diesem Hause.

— Und haben, wie ich sehe, viele Gäste bei sich!

— Allerdings, Herr Didier; ich habe den Saal hier an diese Herren vermiethet, die allwöchentlich sich hier versammeln, um zu musiciren.

— So? Also um zu musiciren?

— Ja, und die Herren behaupten, es sei dies der beste Concert-Saal in ganz Paris.

Der Commissair warf einen Blick auf die Gesellschaft; man sah es ihm an, daß er sich in seiner Erwartung getäuscht fühlte.

— Meine Herren, sagte er, es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß der Polizei-Präfekt bei strenger

Strafe alle geheimen Versammlungen streng untersagt hat!

— Das Verbot ist sehr deutlich, antwortete einer der Anwesenden; wenn aber diese Versammlung eine geheime wäre, so würden Sie vermuthlich die Thür verschlossen gefunden haben.

— Mein Gott, was sehe ich, Sie haben eine Geige in der Hand? antwortete der Commissair ironisch. Ein so großer Advokat wie Sie spielt die Geige?

— Halten Sie etwa die Advokaten für eine so unmusikalische Zunft, Herr Commissair? antwortete dieser. Wollen Sie einen Augenblick verweilen, so werde ich Ihnen einen besseren Begriff beibringen. Sagen Sie mir nur, was Sie am liebsten hören, ein Solo von Auber oder ein Quartett von Halevy? ... Wir können auch mit Robert dem Teufel aufwarten.

— Und Sie, mein Herr, blasen die Clarinette? wendete sich der Commissair an einen Andren.

— Sie sollen es sogleich hören, antwortete dieser, in seinem Notenbuch blätternd. Es ist gar keine Kunst, wenn man nur die Noten kennt und sich auf die Klappen versteht!

— Und Sie, Herr Gerlaine, sind Orchester-Dirigent

geworden? sagte der Commissair in demselben Tone zu dem Vorsitzenden.

— Dieses zufällige Amt rechne ich mir zur Ehre an, versicherte der Dirigent, ohne von seiner Partitur aufzublicken. Wollen Sie gefälligst Platz nehmen, so können Sie unserm Concerte beiwohnen!

— Mit Vergnügen! versetzte der Commissair satyrisch. Ich werde ganz Ohr sein!

Der Dirigent klopfte mit dem Violinbogen auf den Katheder.

— Haben Sie Alle gestimmt? fragte er.

— Ja! riefen Einige. Nein! riefen Andre dazwischen.

— Gut, so stimmen Sie!

Abermals begann das Stimmen der Instrumente, gräßlicher noch als vorhin. Namentlich der Besitzer der Pauken stimmte auf eine Weise, daß die Fensterscheiben zitterten.

Der Commissair hatte zu viel versprochen, als er sagte, er werde ganz Ohr sein; er wand sich auf seinem Stuhl und verstopfte sich beide Ohren. Eine solche Musik hätte den Teufel selbst verjagen können.

— Genug, genug! Ich halt' es nicht aus! rief er aufspringend.

Der Dirigent klopfte abermals auf das Pult. Alles ward still.

— Herr Didier! sagte er, diese Disharmanien sind beim Stimmen nicht zu vermeiden; man sieht, daß Sie nicht musikalisch sind. . . . Haben Sie jetzt genug gestimmt? fragte er seine Kapelle.

— Nein, nein! hieß es von mehreren Seiten.

— So stimmen Sie weiter! versetzte der Kapellmeister.

— Halt! schrie der Commissair, jetzt ist an mir die Reihe. Ich fordre Sie auf, morgen Mittag um 12 Uhr Alle vor dem Instructions-Richter zu erscheinen.

— Und wessen gedenken Sie uns anzuklagen, Herr Didier? fragte der Direktor. Unser Forum ist weniger der Instructions-Richter als die königliche Academie der Musik, die allein hier urtheilsfähig sein kann.

— Ich habe nicht die Absicht, Sie der Musik wegen anzuklagen, sondern um des schönen Textes willen! antwortete Herr Didier.

— Und dieser Text ist?

— Aufruhr, meine Herren!

— Wenn das der Fall, Herr Commissair, so müssen Sie verweilen, um unsern Text zu hören, ehe

Sie ihn verdammen! rief der Vorsitzende. . . . Meine Herren, setzte er hinzu; beenden Sie das Geschäft des Stimmens, damit wir Herrn Didier zufrieden stellen können!

Abermals erhob sich die Koribanten-Musik. Herr Didier verließ eilig den Saal, um sein Trommelfell zu retten.

II.

Eine Opern-Maskerade.

Eine französische Maskerade ist die unmaskirteste Freude. Masken und Kostüme scheinen hier weniger dazu bestimmt zu sein, die Gesichtszüge zu verstecken und die Personen unkenntlich zu machen, als vielmehr ein Recht zu geben, sich die äußerste Wildheit zu erlauben und die Freude zum Uebermuth zu treiben. Alles ist zügellos, Alles jubelt, Alles tobt. Hinreißend ist dieses wilde Spiel, dieser stürmische Tanz, der über die Bretter jagt, beleuchtet von Tausenden von Gasflammen, die das Auge blenden, während das Ohr der herrlichsten Musik lauscht. Keine Nation tanzt mit einer solchen Ausgelassenheit wie die Franzosen; sie kennen nur einen Tanz Hals über Kopf, man sieht nur einen bunten Wirrwarr von Armen und Beinen und diese bleiben in ewiger Bewegung bis zu Ende. Selbst wenn die letzte Trompete ertönt, tanzt der

Debardeur (die Französin erscheint zum Tanz auf der Maskerade nur als Debardeur, nämlich in weitem seidenen Pantalon, mit einem Jäckchen oder auch in feinem Hemde, und einem Käppchen oder Barett auf dem Kopf) auf die Boulevards hinaus, tanzt durch die Straßen bis nach ihrem Stübchen fünf oder sechs Treppen hoch, tanzt sogar in ihren Träumen und geht tanzend noch am andern Morgen an die Arbeit.

Der Debardeur ist die Heldin der Maskerade; ihre Kleidung besteht, wie gesagt, nur aus Schuhen und Strümpfen, dem Pantalon und dem Hemde und bei ihrer ewigen Beweglichkeit geschieht es wohl zuweilen, daß das letztere ein wenig außer Façon geräth. Das Pantalon ist nicht so lang, daß es das schöne Bein ganz bedeckte und geht auch nicht höher als zur Hüfte; der Debardeur will sich nicht die Schwindsucht an den Hals tanzen und deshalb läßt er das Schnürleib zu Hause; er will leicht, graziös und ungenirt sein und dazu braucht er keine Planchette. Deshalb giebt auch der Debardeur seinem Cavalier nichts nach; er tobt und jubelt wie dieser, er raucht und trinkt wie dieser — der Debardeur ist die Seele des Balls.

Beobachten wir auf der Maskerade der großen Oper zwei Personen, welche eben in den großen Saal an die Treppe treten, welche in diesen hinab führt.

— Welch ein Glanz, welch ein Leben! rief der Eine von ihnen, eine schlanke Gestalt im Pierrot-Kostüm. . . . So etwas hab' ich nie gesehen!

— Sagt' ich's Dir nicht? Armer Felix, Du glaubtest, Lyon sei das Paradies auf Erden!

— Ja, Du hattest Recht, Armand! versetzte der Erste, seine Kappe jubelnd in der Luft schwenkend, bei welcher Gelegenheit wir uns erlauben, in diesem heiteren Jüngling dem Leser einen Cousin unsres Helden Armand vorzustellen, den Sohn derselben Schwester von Armand's Mutter, welche, wie wir in dem Vorwort erwähnt, in Lyon an den Schneidermeister Lambert vermählt war.

— Geh jetzt vorsichtig voran, Felix, damit ich Dich in dem Gewirr nicht verliere! rieth Armand. Felix aber hörte dies nicht mehr; jubelnd war er hinab gestürmt und lag alsbald zum Jubel der Untenstehenden der Länge nach am Boden, da ihm auf der Treppe Jemand ein Bein gestellt hatte. Schnell wieder auf den Füßen, wollte er die Treppe hinauf zurück, ward aber von einem Municipal-Gardisten festgehalten, der ihn aufforderte, einen andren Weg zu nehmen, da man hier wohl herein aber nicht hinaus gehe, wie es in Paris an solchen Orten stets die Sitte ist.

— Maske, das ist Dir nicht geschenkt! rief Felix

einem Debardeur zu, der lachend in Jacke und schwarzem, reich mit Gold gesticktem Sammet-Pantalon auf der Mitte der Treppe stand und die Hände in die Seite stemmend die großen weißen Straußfedern seines Käppchens schüttelte.

— Undankbarer Pierrot! rief sie hinab, hast Du je den Schmetterling darüber klagen gehört, daß er Flügel bekommen?

— Flügel? Was für Flügel? fragte Felix, der nicht begreifen konnte, daß man von Flügeln sprach, während er eben mit der Nase auf dem Boden gelegen.

— Die Du verlorst, als Du gefallen! antwortete der Debardeur. Ich habe schon fünf, sechs Andre vor Dir beflügelt und sie fliegen noch im Saal umher.

— Jedenfalls war das sehr unschicklich! fuhr Felix fort.

— Unschicklich? Oho! Warte nur, rief der Debardeur. Eine riesige Figur kam eben, mit einem Tigerfell bedeckt, dessen Kopf ihm als Helm diente, die Treppe majestätisch und langsam hinab, polterte aber ebenso wie Felix mit großem Lärm zu Boden. Auch er raffte sich auf, auch er wollte dem Debardeur zu Leibe, ward aber ebenfalls durch den Gardisten zurückgewiesen.

Felix hatte bei dieser Gelegenheit nicht nur den Riesen hinab poltern, sondern auch zugleich einen

reizenden kleinen Schuh gesehen, und da dieser nicht kleiner sein konnte als der Fuß, so begann er, den Debardeur aufmerksamer zu betrachten. Dieser löste eben seine Larve, wahrscheinlich um nach seiner Anstrengung Athem zu schöpfen. Armand bemerkte ihr Antlitz und schien angenehm überrascht.

— Pierrot hat Unrecht, sich zu beklagen! redete er den Debardeur an; ich aber, Maske, glaube Dich schon an Deiner Stimme erkannt zu haben.

Der Debardeur richtete seine blitzenden, schwarzen Augen durch die Maske auf Armand.

— Und wem gehört meine Stimme? fragte er.

— Derselben, die ich schon einmal sah und nicht wieder zu sehen glaubte!

— Doppelter Pierrot mit der Maske vor dem Gesicht und vor der Stimme! antwortete der Debardeur.

— Der erste Buchstabe Deines Taufnamens ist C, der andre o! sagte Armand.

— So? Und wer bist denn Du? fragte sie, sichtbar überrascht.

— Gieb mir Deinen Arm und laß uns hinab gehen! sagte Armand, als er bemerkte, daß Felix sich bereits einen andren Debardeur eingefangen. Beide schritten die Treppe hinab. Haben Sie noch Ihre beneidenswerthe

Stellung bei der Herzogin von Beaudreuil? fuhr Armand fort.

— Wie? Sie wissen, daß ich bei der Herzogin bin?

— Allerdings, Mademoiselle Colette! ... Wie befindet sich die Herzogin?

— Sonderbare Frage! rief der Debardeur, der nicht begreifen konnte, was ein simpler Pierrot der Opern-Maskerade mit einer Herzogin zu schaffen haben könne.

— Allerdings; man sollte annehmen, daß alle Neuvermählten glücklich seien!

— Aber.... was haben Sie denn mit der armen Herzogin zu thun?

— Sie haben sich bereits verrathen! Sie ist also nicht glücklich! Ich hab's mir wohl gedacht! versetzte Armand in seinem Interesse für Adelaide etwas unüberlegt.

— Sie erschrecken mich, mein Herr, rief der Debardeur, Armand's Arm fahren lassend. Sie mißbrauchen Ihr Incognito! ... Armand Cambon! setzte sie in froher Ueberraschung hinzu, als dieser die Larve abnahm.

— Sie erinnern sich meines Namens? Sie erkennen mich wieder?

— Aber ich bitte Sie, wo haben Sie sich denn während dieser zwei Monate aufgehalten?

— Hat man etwa nach mir gefragt? versetzte Armand in großer Spannung.

— O, wir haben Sie zu sehen gewünscht, aber Sie waren ja wie von der Erde verschwunden!

— Wer hat mich zu sehen gewünscht? . . . . . . Etwa die Herzogin?

— An demselben Tage, als die Herzogin von der Kirche nach Hause kam, fragte sie nach Ihnen.

— Und was wollte sie von mir?

— Ich weiß es nicht; wohl aber weiß ich, daß die Herzogin gleich nach der geheimen Unterredung, welche die Neuvermählten, als sie aus der Kirche kamen, mit einander pflogen, mich beauftragte, nach Ihnen zu forschen.

— Wissen Sie vielleicht ...

— Wovon sie sprachen? Nein! Aber von jener Stunde an haben der Herzog und die Herzogin kaum ein Wort mit einander gewechselt.

— Sie leben also getrennt?

— Sie bewohnen ein Haus, jedes aber eine Etage für sich. Die arme Herzogin führt das einsamste Leben! ... Ich ahnte sogleich, als ich Sie sah, Herr Armand, daß Sie auf irgend eine Weise in dieses

düstre Familien-Verhältniß verwickelt seien. Vielleicht könnten Sie mir Aufschluß geben?

Eben war der Tanz beendet; die Musik schwieg. Felix trat athemlos vom Tanzen heran.

— Schöner Debardeur, Du bist mir Genugthuung schuldig! rief er Colette zu.

— Unglücklicher Pierrot, was forderst Du?

— Wenn Du ein Mann wärest, Dein Leben! antwortete Felix.

— Gut, Pierrot; aber da ich kein Mann bin. . .

— So fordre ich die nächste Quadrille. unter das Leib

— Ein Tanz ist oft mehr als das Leben!

— Ein Thor, der nicht das Höchste fordert! rief Felix, die schöne Gestalt des Mädchens betrachtend.

— Gut, ich gehöre Dir! rief Colette, ihm die Hand reichend. die ganze Nacht ins Bett.

— Für den ganzen Abend? fragte Felix entzückt.

— Du bist kühn! . . . Laß uns erst sehen, wie Du Dich in der Quadrille beträgst! . . . Und wahrscheinlich mehr zufrieden mit dem heiteren als mit dem grübelnden Pierrot, stürmte Colette davon.

Die Quadrille schien indeß nicht am friedlichsten abgelaufen zu sein, denn nach derselben kam Colette auf Armand zu geeilt, um ihm zu erzählen, er habe einen wahren Helden zum Cousin, da Felix während

der Quadrille zwei Duelle, eins auf Säbel und eins auf Pistolen, auf den Hals bekommen. — Ein prächtiger Junge! setzte sie ganz glücklich hinzu, während Felix ihr dankbar beide Hände küßte.

— Du, Felix? rief Armand betroffen; Du weißt ja weder Säbel noch Pistole zu führen!

— Gleichviel! antwortete Felix harmlos; ich habe den Einen auf morgen früh um 9, den Andren um 10 Uhr nach dem Boulogner Gehölz bestellt. Du mußt mir vorher die Kunstgriffe ein wenig beibringen! ... Colette, setzte er lachend hinzu; sieh nur den verrückten Kerl da mit der Notredame-Kirche auf der Nase! ... Süße Colette, kommt jetzt eine Polka oder eine Mazurka?

— Mein erster Rath ist, mir Deine Gegner zu zeigen! sagte Armand ernst. Als Dein Secundant habe ich Verschiedenes mit ihnen zu besprechen.

— Champagner! Erst trinken wir Champagner! jubelte der sorglose Felix.

— Dort steht der Eine! unterbrach ihn Colette, auf einen unmaskirten Pierrot zeigend.

Ohne ein Wort zu erwidern, eilte Armand auf diesen zu. — Eugen, redete er ihn an, Sie sind herausgefordert worden?

— Allerdings; und Sie kommen gerade à propos,

um mein Secundant zu sein! antwortete der junge Mann. Ich habe so lange ein Vergnügen der Art entbehrt.

— Für diesmal werden Sie auf das Vergnügen verzichten müssen, Eugen! sagte Armand.

— Morbleu, das ist unmöglich!

— Ihr Gegner ist mein Cousin.

— Folglich wird er ein Herz in der Brust und Eisen im Arm haben. Sie reizen meinen Durst, anstatt ihn zu löschen.

— Eugen, sagte Armand dringend, Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze. Geben Sie das Duell auf!

— Unmöglich; ich bin der Geforderte!

— Gut, so bin ich trotz all meiner Freundschaft für Sie genöthigt, mich mit Ihnen zu schlagen, Eugen.

— Mit mir? rief dieser verblüfft.

— Mit mir! wiederholte Armand. Meine Sicherheit nöthigte mich, einige Zeit bei meinen Verwandten in Lyon zu verweilen; ihr Sohn hat mich hierher begleitet und da ich gelobt, ihn in Paris unter meinen Schutz zu nehmen, kann ich ihn nicht als Leiche zurückschicken.

— Aber wie kann dies Anlaß zu einem Duell zwischen uns werden? rief Eugen.

— Ich werde eine Veranlassung suchen müssen!

— Und wie?

— Indem ich Sie auf den Fuß trete oder Ihnen eine Ohrfeige gebe. Sie haben nur zu sagen, was Sie vorziehen.

— Pfui, Armand! ..... Sie zwingen mich nachzugeben.

Armand nahm Eugen beim Arm, führte ihn zu Colette und Felix, stellte ihn als einen jungen Studenten vor und nöthigte Felix, seine Forderung zurück zu nehmen. Eugen war ein leidenschaftlicher Chanson-Dichter und redete Colette sogleich mit einem graziösen Couplet an, das sie sofort versöhnlich stimmte.

— Wo ist jetzt der Andre? fragte Armand Colette. Diese ließ ihre Blicke über den Saal schweifen und heftete dieselben endlich auf eine riesige Gestalt, die mit gekreuzten Armen dastand. Es war derselbe Riese, dem Colette vorhin ein Bein gestellt.

— Er wollte mir die Maske abreißen, das Ungeheuer! klagte Colette, und würde es auch gethan haben, wenn Felix ihn nicht gehindert hätte. Dies gab Veranlassung zum Wortwechsel, der damit endete, daß er Ihren Cousin forderte. Suchen Sie auch ihn zu versöhnen, lieber Herr Armand! setzte sie bittend

hinzu, denn wenn ich diese entsetzliche Gestalt betrachte, sehe ich Felix schon als Leiche!

— Ich will's versuchen! antwortete Armand. Gehen Sie inzwischen mit Felix und Eugen in die Restauration rechts hinab, ich werde bald bei Ihnen sein.

— Ja, ja, zum Champagner! rief der unverwüstliche Felix, der es sehr eilig hatte, seines Vaters Geld an den Mann zu bringen.

Armand trennte sich abermals von seiner Gesellschaft und näherte sich dem Riesen, der von einer Anzahl scherzender Masken umflattert wurde und von ihren Scherzen keine Notiz nahm. Das Kostüm des Riesen verrieth, näher betrachtet, weder Feinheit, noch Harmonie; es schien mehr auf das Abstoßen als auf das Anziehen berechnet. Ueber seinem Kopf ragte der Tigerrachen hervor, das Fell schien einem Pelzhändler als Aushängeschild gedient zu haben; der übrige Theil seines kolossalen Körpers war in einem schäbigen Wolfspelz gehüllt, der bis auf die, zu seinem ganzen Leibe in Proportion stehenden Füße reichte.

Vor seinem Gesicht trug er eine Maske von grauer Wolle, die das ganze Antlitz verbarg. Die ganze Gestalt machte auf Armand den unheimlichsten Eindruck; er entsetzte sich sogar davor, wenn er sich seinen Vetter als Gegner eines solchen Ungeheuers vorstellte.

Indeß, die Noth zwang ihn, heranzutreten, denn in Frankreich spielt man nicht mit Herausforderungen.

— Fürst der Wälder! begann Armand die Unterhaltung mit ihm. Der Kopf des Tigers und das Fell des Wolfes verrathen Grausamkeit und Blutdurst; das Lammfell vor Deinem Antlitz aber deutet auf mildere Gefühle. Erlaubst Du mir, an diese einige Fragen zu stellen?

Der Koloß schaute auf Armand herab, fixirte ihn einige Sekunden und nickte dann mit dem Kopfe.

— Wer, fuhr Armand fort, sollte sich vorstellen können, wenn er Dich so friedlich hier wandeln sieht, daß Du morgen früh um 10 Uhr ein Lamm im Boulogner Gehölz zu verschlingen beabsichtigst! Das Gerücht behauptet es; spricht es die Wahrheit?

Der Tigerkopf nickte abermals.

— Das Gerücht behauptet aber auch, daß es der Tiger gewesen, der das Lamm heraus gefordert und daß das letztere, mehr seinem Muthe als der Vorsicht folgend, diese Forderung angenommen. . . . Ist auch das die Wahrheit?

Dieselbe bejahende Antwort.

— Es ist nicht würdig eines Fürsten der Wälder, der nur ganze Heerden schlachtet, ein einziges Mitglied daraus als Gegner zu wählen. Um seine Ehre

zu retten und zugleich mein Lamm zu schützen, bitte ich also, der Hirte dieser Heerde, den Tiger, von seinem Vorhaben abzustehen und einen freundlichen Vergleich anzunehmen, den ich ihm hiemit biete.

Der Koloß setzte ein kleines Messingrohr an den Mund und Armand vernahm mit dumpfer Stimme die Worte: Wenn der Fuchs zum Tiger kommt, um für das Lamm zu bitten, so verschlingt der Tiger zuerst den Einen, dann das Andre.

Armand war nicht sehr zufrieden mit diesem Bescheid.

— Es steht kein Fuchs vor Dir, antwortete er, sondern ein Hirte, und dieser wirft sich unerschrocken dem wilden Thiere entgegen. Ich verbiete Dir also, mein Lamm anzurühren.

— Gut! antwortete der Riese durch das Rohr; der Tiger speist am liebsten Menschenfleisch, selbst wenn es einem Schurken gehört!

— Ihr habt ein zu großes Maul, um des Rohres zu bedürfen, und zu große Tatzen, um damit auf den Ball zu gehen, antwortete Armand, indem er mit ziemlichem Nachdruck dem Riesen auf den Fuß trat.

Dieser stieß eine Art von Gebrüll aus und drohte mit dem Messingrohr.

— Ihr verlangt Genugthuung, vermuthe ich?

fragte Armand, nicht ohne Betroffenheit seinen Wilden fixirend — Ja! antwortete er durch das Rohr.

— Also morgen im Boulogner Gehölz. . . . . Um 8 Uhr bei den vier Buchen!

— Was für Waffen? fragte der Riese durch sein Sprachrohr.

Wählt selbst!

— Gut; also Säbel!

— Auf Wiedersehen! sagte Armand, dem Koloß den Rücken wendend.

III.

Das Boulogner Gehölz.

Eine Viertelstunde bereits erwarteten Armand und Eugen, die Säbel unter dem Mantel, ihren Gegner. Ungeduldig vor sich hin pfeifend schaute Eugen den Weg entlang, als er im Gehölze plötzlich zwei Gestalten sich nähern sah. Armand warf einen Blick auf dieselben, zog trotz der Kälte seinen Rock aus und hängte ihn an einen Baumast. Eugen, der den Ankommenden entgegen geeilt war, befand sich alsbald mit dem Einen von ihnen in eifriger Unterhaltung, und kehrte in dessen Begleitung zu Armand zurück. Beide Zeugen trugen ein paar Palasche unter dem Arm, die sehr schwer schienen.

— Ihre beiden Säbel sind als Zahnstocher zurück gewiesen, lieber Armand, sagte Eugen lächelnd. Der Secundant Ihres Gegners fragte mich: glauben Sie, mein Freund sei ein Schneider, da Sie ihm

Nähnadeln offeriren? Was meinen Sie zu diesen Palaschen?

— Ziemlich schwer sind sie, im Uebrigen aber ganz zweckmäßig! antwortete Armand, den einen ergreifend und einen Lufthieb machend.

— Zweckmäßig? Allerdings, um Bäume damit zu fällen! Indeß, Ihr Arm scheint kräftig genug zu sein.

— Es ist nicht das erste Mal, daß ich mit solchen Waffen umgehe, sagte Armand, einen Seitenblick nach der Stelle werfend, wo sein Gegner stand.

— Ich bin doch neugierig, wie man mit einer solchen Eisenstange repostirt! rief Eugen.

— Sie werden es gleich sehen! Sagen Sie dem Secundanten, daß ich diese Waffen billige, und messen Sie den Platz ab. Es ist kühl und ich fühle das Bedürfniß, mich zu erwärmen. Kennen Sie den Secundanten und haben Sie ihn früher bereits gesehen?

— Ich ihn kennen? rief Eugen mit aristokratischer Miene, er sieht mir aus, als habe er täglich mit den Quais und den Brücken zu schaffen; auch Ihren Gegner, den Riesen da, habe ich noch nicht zu sehen die Ehre gehabt.

— Es scheint mir, als sei er maskirt? bemerkte Armand.

— So ist es; indeß brauchen Sie nicht zu fürchten, einen verkleideten Prinzen vor sich zu haben. Ich fürchte wirklich, wir haben mit sehr gewöhnlichen Leuten zu schaffen. Mit diesen Worten näherte sich Eugen abermals dem Secundanten, maß mit diesem den Platz ab und bestimmte die Punkte, von welchen die beiden Duellanten ausgehen sollten, um sich zu treffen. Als dies geschehen, zogen sich die Secundanten zurück und überließen den Kämpfenden den Platz. Diese näherten sich langsam einander auf Säbellänge. Anstatt sich in Parade zu stellen, senkte Armand die Spitze seiner Waffe zur Erde.

— Mein Herr, sagte er so leise, daß es die Secundanten nicht hören konnten, ehe ich ausfalle, habe ich Ihnen einige Worte zu sagen, die Sie mit Geduld anhören müssen.

Der Riese mit der Larve vor dem Gesicht schüttelte unwillig den Kopf und hob den gefährlichen Palasch.

— Sie setzen die Maskerade von gestern noch fort, sagte Armand, ohne seine Stellung zu verändern. Ich ahne Ihre Gründe und vermuthe auch, wer Sie sind.

— Um so besser! antwortete der Riese. **En garde, Monsieur!**

— Das werde ich nicht unterlassen, fuhr Armand

fort; aber Sie müssen mich anhören, ehe es vielleicht zu spät ist.

— Wenn Sie sich nicht wehren, so haue ich Sie nieder wie einen Hund! rief der Riese.

— Pfui, Simon! entgegnete Armand. Dergleichen Worte sind eines tapferen Mannes nicht würdig!

— So ist es Deine eigene Schuld, Elender! brüllte der Riese und schwang dabei das Schwert über Armand's Kopf, ohne diesem die Zeit zu lassen, seine Waffe zur Parade zu heben.

Armand wich dem Hiebe durch eine schnelle Volte aus und die Säbelspitze drang tief in den Boden.

— Ein so alter Meister im Säbelkampf sollte doch die einfältigen Primen lassen! sagte Armand ruhig und stellte sich endlich in Garde.

— Er flieht, die Memme! schrie der Secundant des Riesen, der Armand's Volte für einen Fluchtversuch hielt.

— Mein Herr, fiel Eugen, zu diesem gewandt, ein, es ist durchaus nothwendig, daß Sie das tiefste Schweigen beobachten.

— Weshalb?

— Weil die Zeit der Eulen erst mit der Nacht beginnt.

— Wer sagt das?

— Ich, ~~wenn Sie erlauben!~~ Oder sehe ich Ihnen nicht danach aus, daß ich mir diese Kühnheit erlauben dürfte?

— Sie sehen aus wie ein Narr! antwortete der Secundant.

Eugen war ein wenig eitel, wie alle Poeten. Da er auf diese Bemerkung weder in Prosa noch in Versen eine passende Antwort fand, nahm er die beiden zurückgewiesenen Säbel vom Boden und warf den einen davon seinem Gegner vor die Füße. Dieser, ein grober und massiver Weinträger, nahm den Säbel, legte die Spitze desselben auf den Nagel des linken Daumen, und schwang und balancirte den Säbel, als wollte er seine Verachtung für ein solches Spielzeug von Waffe bezeugen. Endlich indeß machte er Ernst und ging auf den Poeten los.

Inzwischen wechselten der weiße Bär und sein einstiger Schüler derbe Schläge, denn der dicke Palasch war in der Hand des Ersteren leicht und in der des Andren nicht schwer. Simon ließ es weder an Terzen noch an Quarten fehlen; Armand hingegen vertheidigte sich nur, und band seine Paraden zusammen, so daß diese einen ununterbrochenen Zirkel bildeten, auf dessen Peripherie der weiße Bär vergeblich hämmerte. Simon

war heftig, Armand in höchster Ruhe, und diese wiegt ja stets die Stärke auf.

Armand bemerkte, daß sein alter Freund in blindem Eifer oft ausfiel, ohne sich selbst zu decken. Da unser Held seinem alten Freunde nichts Böses wollte, aber auch keine Lust hatte, den Kampf lange fortzusetzen, so beschloß er, die Unvorsichtigkeit seines Gegners zu benutzen.

Nachdem er mit einer halben Terze einen Hieb Simon's parirt, fiel er blitzschnell mit einer ganzen Quarte aus und gab seinem alten Lehrer einen Hieb über das rechte Handgelenk, so daß dieser wenigstens für einen Moment die Klinge senkte.

Armand benutzte diese Pause.

— Simon, sagte er, Sie thun Unrecht, auf mich zu zürnen; Sie müssen mich anhören, ehe Sie verdammen! ... Ich betheure bei Allem, was heilig ist, daß ich an dem Unglück, um dessen willen Sie mich vielleicht anklagen, unschuldig bin und daß ich selbst gleich Ihnen schändlich hintergangen worden. ... Ich betheure auch, daß ich Alles gethan, was in meinen Kräften stand, um Ihre Freiheit zu erwirken, und daß ...

Der weiße Bär hob als Antwort seinen Säbel und obgleich das Blut aus seiner Hand drang und sowohl das Heft als die Klinge färbte, fiel er

abermals und mit noch größerer Heftigkeit auf Armand aus.

— Sie wissen nicht, was Sie thun! rief Armand mit derselben Kälte den Hagel der Säbelhiebe parirend. Sie sind toll! Sie sind wahnsinnig! Das ruft auch Madelone aus ihrem Grabe! Hören Sie ihre Stimme nicht? Sie ruft: Simon, Du störst meinen Frieden im Himmel, wie Du ihn auf Erden störtest!

Simon's Hand entfiel die schwere Waffe.

Ein Kind würde ihn mit diesem Zauberwort entwaffnet haben. Er führte seine blutende Hand zum Auge; die Blutstropfen mischten sich mit Thränen.

Der Finger eines Schatten hatte den Stahlpanzer auf der Brust des Riesen gebrochen und den Dämon des Hasses aus seinem Herzen gejagt.

Auch Armand warf den Palasch von sich und näherte sich gerührt dem jetzt so weichen Manne.

Kurz vorher hatte auch der Kampf der Secundanten aufgehört. Die Kraft des Arbeiters hatte vor der überlegenen Gewandtheit des Troubadours ins Gras beißen müssen.

Als Simon und Armand Hand in Hand sich ihnen näherten, fanden sie den Arbeiter am Boden sitzend, den Poeten über ihn gebeugt und beschäftigt, ihm das

rechte Ohr zu verbinden, das aus einer tiefen Wunde blutete.

— Unbegreifliches Volk, sagte der Poet lächelnd. Wunderliches Volk, das man heute besingen und dem man morgen die Ohren abhauen muß!

IV.

Der Krankenbesuch.

Spät am Vormittage hielt ein Wagen vor dem uns bekannten Hause in der Anjou-Straße.

Ein Diener mit gepudertem Haar und weißen Seidenstrümpfen sprang von seinem Platze hinter den Wagen und öffnete die mit einem Wappen geschmückte Thür desselben.

Den einen Arm auf die Schulter des gekrümmten Dieners stützend, verließ der Herzog von Vaudreuil den Wagen. Eine leichte und flüchtige Röthe bedeckte seine sonst so bleichen Wangen, während er durch die Pforte schritt; unbeschreiblich mild war der Blick, welchen er dem Portier schenkte, der sich fast bis zur Erde verbeugte.

— Herr Geronnière ist unpäßlich, wie ich höre? fragte der Herzog.

— Als der Herr am Abend nach Hause kam, befand er sich unwohl, antwortete der Portier.

— Wahrscheinlich sein altes Uebel? fragte der Herzog, den Kopf schüttelnd.

Der Portier gaffte den Herzog mit großen Augen an.

— Es scheint fast, mein Freund, als wüßten Sie gar nicht, daß Ihr Herr in der letzteren Zeit häufig an Schwindel und Congestionen zum Kopf gelitten? fragte der Herzog.

— Ach ja, ich glaube ... ich erinnere mich! versicherte der Portier, bemüht, jeden Verdacht der Unkenntniß in Betreff seines Herrn abschüttelnd.

— Aber ich hörte, er befinde sich jetzt besser! fuhr der Herzog fort.

— Ja, Monseigneur; viel besser!

— Dem Himmel sei Dank dafür! rief der Herzog, mit einem Blick zum Gewölbe der Thür und einem Zeichen des Kreuzes auf der Brust.

— Amen! flüsterte der Portier, ebenfalls ein Kreüz machend.

— Sie lieben Ihren Herrn, und das ehrt Sie! erklärte der Herzog, indem er ein Goldstück in die Hand des Portiers gleiten ließ.

— Monseigneur ... stammelte dieser mit einem abermaligen und noch tieferen Bückling.

Der Herzog setzte seinen Weg über den Hof fort und erreichte die Freitreppe.

— Herr Geronnière ist krank, wie ich höre? sagte er zu dem ihm öffnenden Diener.

— Ja, Monseigneur; er war in dieser Nacht nicht wohl! antwortete der Diener mit einer ebenso tiefen Verbeugung.

— Ich habe immer befürchtet, daß es so kommen würde! sagte der Herzog kopfschüttelnd.

Der Bediente schaute den Herzog ebenso dumm an wie vorhin der Portier.

— Wie Sie wissen, hat Ihr Herr seit einiger Zeit öfter an Schwindel und Congestionen zum Kopf gelitten. Ich habe ihm deshalb immer gerathen, vorsichtig zu sein und Abends früher nach Hause zurückzukehren!

— Ja, Herr Geronnière sind Abends immer viel zu lange auf, bestätigte der Bediente, der nichts dagegen hatte, selbst früher zu Bette gehen zu dürfen.

— Unmöglich kann das für Jemanden gut sein, der zu Congestionen geneigt ist.

— Nein, gewiß nicht, Monseigneur!

— Ich vermuthe, daß man sogleich zum Doctor Levisière geschickt?

— Ja, Monseigneur. Er kam auch auf der Stelle.

— Gut! . . . Aber warum legt man denn nicht Stroh auf die Straße?

— Der Doctor sagte nichts davon, Monseigneur!

— Das war unbedachtsam von ihm! . . . Lassen Sie sofort Stroh über die Straße ausbreiten, damit die Ruhe des Kranken nicht durch das Geräusch der Wagen gestört wird!

Monseigneur's Befehl soll sofort ausgeführt werden!

— Ich danke Ihnen! sagte der Herzog, indem er ein Goldstück in die Hand des Bedienten fallen ließ.

— Monseigneur sind heute sehr gnädig! stammelte der Bediente.

— Meine Güte und meine Gnade richten sich ganz nach der Aufmerksamkeit und Liebe, welche Sie Ihrem Herrn widmen. . . . Herr Geronnière befindet sich also wohler?

— Er hat bis zum Morgen geschlafen und sich jetzt ein wenig auf das Bett gelegt.

— Gott sei gelobt! rief der Herzog, sich abermals bekreuzend und setzte seinen Weg nach dem Zimmer fort.

Der Banquier lag in den kostbaren Morgenrock gehüllt auf der Decke seines Bettes, als der Herzog in ein Schlafgemach trat, das in der That des glücklichen Besitzers von 20 Millionen Francs würdig war.

Geronnière suchte sich auf seinem Ruhebett zu erheben, der Herzog aber zwang ihn mit der sanftesten Gewalt, liegen zu bleiben, und setzte sich an das Bett.

— Sie dürfen sich nicht anstrengen, bat der Herzog; ich sehe aber zu meiner innigsten Freude, daß es nicht so schlimm, wie ich anfänglich gefürchtet. Ihr Bote erschreckte mich . . . Wann fühlten Sie sich zuerst unwohl?

— Auf dem Rückwege vom Baron St. Bris, antwortete der Banquier sehr matt. Ich fürchte, daß ich zu viel am Buffet zu mir genommen; ich fühle mich stets unwohl, wenn ich Nachts speise!

— Und was fühlten Sie?

— Einen unerträglichen Magenschmerz.

— Es ist möglich, daß Sie zu stark zu Abend gespeist! Der ehrenwerthe Baron ist ein fast zu liebenswürdiger Wirth! . . . Aber es ist auch möglich, daß Sie die Grippe bekommen, die jetzt Alles anfällt.

Die Grippe pflegt in Paris stets heftig aufzutreten, wenn es gegen das Frühjahr geht; der Herzog konnte also nicht ganz Unrecht haben.

— Haben Sie etwas zu sich genommen? fragte der Herzog weiter, indem er seinen Blick über den mit einigen Medizinflaschen am Bette stehenden Tisch schweifen ließ.

— Der Arzt gab mir ein kleines Pulver, das die Schmerzen stillte und mir zu schlafen erlaubte . . . Als er zuletzt hier war, glaubte er, ich werde in einigen Stunden das Bett verlassen können.

— Sie sehen auch gar nicht mehr krank aus.

— O, es muß bei mir schon sehr stark kommen! meinte der Banquier, der indeß doch bleich wie der Tod war.

— Sie können immerhin das größte Vertrauen zu dem Dr. Levisière haben. Wie Sie wissen, ist er mein Arzt seit ich in Paris bin, und wenn er auch nicht gerade einen bedeutenden Namen hat, so kann man doch keinen zuverlässigeren Arzt finden, als ihn.

— Ich bin auch sehr zufrieden mit Levisière und danke Ihnen, daß Sie mir diesen Mann recommandirt haben . . . Wie befindet sich meine Nichte die Herzogin?

— Ehe ich hierher fuhr, wollte ich mich von ihrem Befinden unterrichten und ihr zugleich Ihre Unpäßlichkeit melden lassen; aber sie war bereits ausgefahren, nach dem Luxembourg, wie gewöhnlich . . . Sie versäumt die schönen Künste niemals!

Der Herzog stieß einen tiefen Seufzer auf und starrte finster auf den Teppich vor dem Bette.

— Armer de Beaudreuil! sagte der Banquier theil-

nehmend und des Herzogs Hand erfassend . . . Sie ist also unverbesserlich! fuhr er fort. Weder Ihre Geduld noch meine Ermahnungen fruchten bei ihr!

— Dieses unglückliche Verhältniß nagt an meinem Leben! versicherte der Herzog. Kaum vermag ich es noch zu ertragen! . . . Wenn ich wenigstens die Hoffnung hätte, daß . . .

— Die Unwürdige! unterbrach ihn der Banquier Aber es ist bei ihr zur fixen Idee geworden, zu glauben, daß Sie . . .

— Ach, es ist ja das nicht, was ich fürchte unterbrach ihn jetzt der Herzog. Wenn es nur dies wäre . . . Aber . . .

— Sie haben also noch immer Verdacht? . . . Aber haben Sie denn wirklich etwas entdeckt?

— Nichts Anderes, als was ich Ihnen schon neulich mittheilte. Wie Sie wissen, waren es nur meine Domestiken, die . . .

— Und Sie haben abermals den Baron St. Bris mit ihr auf allen Promenaden, selbst in den Glaerien des Luxembourg gesehen?

— Ach, ich bin sehr, sehr unglücklich! rief der Herzog mit einem noch tieferen Seufzer aus.

— Aber haben Sie ihr denn nicht gesagt . . .

— Wie konnte ich hierzu die Kraft besitzen!

— Aber warum wollen Sie denn nicht mir erlauben, mit ihr zu sprechen?

— Ich glaubte immer, Sie würden heute oder morgen . . .

— Nun gut denn! Also endlich! Ich werde mit ihr sprechen; die Schändliche! rief der Banquier entrüstet.

— Um Gottes willen, ereifern Sie sich nicht! Ihre Gesundheit könnte darunter leiden! rief der zärtliche Herzog . . . Lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen . . . Sie haben gewiß nicht die heutigen Zeitungen lesen können, die ich unberührt dort liegen sehe.

— Nein, ich habe sie noch nicht lesen können!... Wie sieht es denn draußen aus?

— Ueberall Unruhe! Ihr Name auf der Liste zu dem Reformbanket am 22. hat eine ganz unerwartete Wirkung gehabt.

— Erzählen Sie! rief der Banquier eifrig.

— Die Regierung beabsichtigt, wie ich höre, Sie deshalb öffentlich anzuklagen, da dieselbe Sie an der Spitze des Reformbankets sieht.

— Mich anklagen! rief der Banquier außer sich.

— Und ich fürchte, daß dies auf Ihre Geschäfte eine sehr empfindliche Wirkung üben könnte.

— Auf meine Geschäfte! Ja, Sie haben Recht! . . . Aber was soll ich denn thun? Wie kann ich zurück, ohne mir eine Blöße zu geben?

— Benutzen Sie Ihre Unpäßlichkeit als Vorwand. Fühlen Sie sich kräftig genug, um selbst einige Zeilen schreiben zu können?

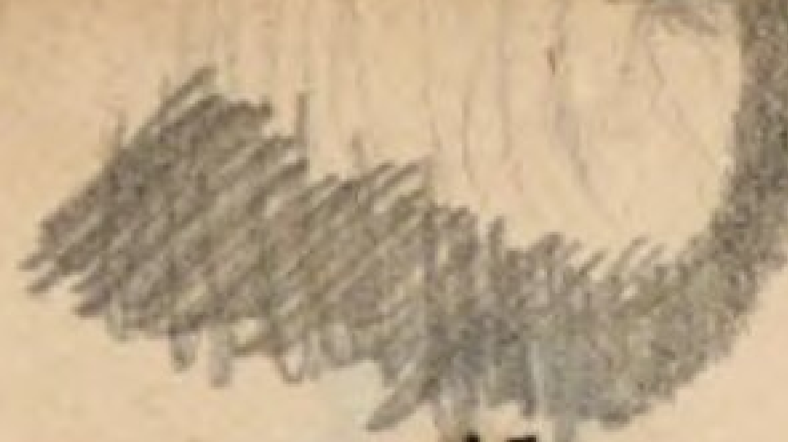
— Gewiß! Ich muß ja! Geben Sie mir das Schreibzeug her! rief der Banquier ängstlich . . . . Mich öffentlich anklagen! . . . Was soll ich schreiben?

Der Herzog dictirte: „Herr Toilly! Im Verlaufe der letzten Monate ward ich öfter von Schwindel und Congestionen zum Kopfe befallen. Da meine Aerzte es nöthig finden, daß ich mich augenblicklich zu Hause halte, um zu mediciniren, so bitte ich Sie, die Leiter des Reformbankets zu benachrichtigen, daß ich aus obigen Gründen an demselben nicht Theil nehmen kann.

Paris, den 19. Febr. 1848.

Ihr ergebener
A. Geronnière.

Als der Banquier dies geschrieben, brach er in lautes Lachen aus. — Ich Schwindel und Congestionen!





rief er. Wenn Alle Leute nur so klaren Kopf hätten, wie ich!

— Ohne Zweifel, gab der Herzog zu; aber Sie wissen ja, daß man mit den Farben nicht Haus halten darf, wenn man den gehörigen Effect hervorbringen will.

— Aber wir haben hier den 19. geschrieben, während heute doch schon der 20. ist, bemerkte der Banquier.

— Es muß scheinen, als sei das Billet schon gestern geschrieben, denn sonst könnte man glauben, es datire sich von dem letzten Minister-Conseil. Ich will es selbst besorgen.

— Gut! sagte der Banquier, das Billet zusammenlegend, schrieb die besagte Adresse und übergab es dem Herzog.

— Dr. Levisière! meldete eben der eintretende Bediente und ein Mann im mittleren Alter, mit blatternarbigem Gesicht und glasartigen Augen trat ins Zimmer.

— Willkommen, Herr Doctor! rief der Banquier ihm erfreut entgegen.

Der Arzt hatte sich vor dem Herzog verbeugt und näherte sich dem Kranken.

— Sie befinden sich besser, wie es scheint? sagte er.

— Ich habe geschlafen und fühle nicht mehr das Schneiden im Unterleib.

— Ihr Puls geht ruhig! Haben Sie keine weiteren Beschwerden gehabt?

— Nein, ich fühle mich besser!

— Gut, ich habe hier ein neues Pulver mitgebracht, das Sie einnehmen müssen, sagte der Arzt mit einem flüchtigen Seitenblick auf den Herzog.

Dieser erhob sich vom Stuhl, näherte sich dem Fenster und schaute in den Hof hinaus.

Der Arzt goß das Pulver in ein Glas Wasser und bat den Kranken, sich aufzurichten, damit er ihm das Pulver eingeben könne.

— Es schmeckt doch nicht zu schlecht? fragte der Banquier, indem er mit des Doctors Hülfe den Kopf vom Kissen hob.

Als eben der Arzt das Glas an den Mund des Kranken führte, wandte sich der Herzog schnell vom Fenster. Sein Antlitz war entsetzlich bleich.

— Halten Sie, rief er leise, aber doch so laut, daß es am Bette gehört werden konnte.

Der Arzt der mit der einen Hand das Glas hielt, mit der andern den Rücken des Kranken stützte, wandte sein Antlitz zum Herzog und warf auf diesen einen Blick, so glänzend, wie der einer lauernden Schlange.

Nach einigen Augenblicken inneren und sichtbaren Kampfes nickte der Herzog und kehrte sich wieder zum Fenster zurück, indem er seine Nägel in das Fenstergesimse bohrte.

So stand er da, bis er Tritte hinter sich auf dem Teppich hörte.

— Er versank sogleich im Schlummer! vernahm er eine Stimme hinter sich.

— Gut! murmelte der Herzog vor sich hin, ohne seine Stellung zu ändern.

— Ich werde der Dienerschaft sagen, daß Niemand den Schlafenden störe, fuhr die Stimme fort.

— Thun Sie das! war die Antwort, die sich den bleichen, zitternden Lippen des Herzogs entpreßte.

Hierauf hörte er die Thür des Schlafgemachs sich öffnen und wieder schließen. Als er endlich sein Antlitz vom Fenster wandte, sah er die Bettvorhänge geschlossen, das Wasserglas leer auf dem Tisch neben dem Bette stehen.

Der Arzt war verschwunden.

V.

Schloss Luxembourg.

Im Faubourg St. Germain, und ungefähr in der Mitte dieses Stadttheiles liegt südlich von der Seine das Schloß Luxembourg, eins der schönsten, welche Frankreich aufzuweisen hat. Wenn es dem Beschauer etwas düster erscheint, so ist daran hauptsächlich seine Geschichte Schuld. Die reiche und prachtliebende Maria Medicis erbaute sich das Luxembourg zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu ihrer Residenz und fand in demselben ihren Kerker, bis sie nach Köln geführt wurde, um hier in der tiefsten Armuth zu sterben. Nach Ludwig XIV. Tode gehörte das Schloß einer Herzogin von Berry, Frankreichs Messaline genannt, die dasselbe zum Schauplatz der schändlichsten Saturnalien machte, in welchen Ludwig XV. schon als Kind eine Hauptrolle spielte.

Während der ersten Revolution ward das Luxem=

bourg ganz zum Gefängniß gemacht. Mehr als 2000 Personen beiderlei Geschlechts und aus allen Ständen sahen sich in diesen Mauern eingeschlossen; hier saßen Danton, Camille Desmoulins, Heralt de Sechelles, Fabre d'Englantine, bis sie durch die Guillotine befreit wurden. Hier seufzte Frau von Beauharnais, bis sie von Barras befreit ward; hier saß auch der berühmte Maler David und zeichnete während der Haft seine Entwürfe zu den Gemälden, die später die Galerien Luxembourg und des Louvre zieren sollten. In diesem Schloß gab am 10. Decbr. 1797 das Directorium, welches damals hier residirte, dem Bonaparte ein Fest; hierher zog derselbe erste Consul, als er dasselbe Directorium gestürzt. Hier stand vor den Pairs der Restauration der Marschall Ney, im Jahre 1815 des Hochverraths angeklagt; hier nahm er, zum Tode verurtheilt, von Gattin und Kindern Abschied und in den Gartenmauern des Luxembourg sieht man noch die Spuren von Kugeln, mit denen er erschossen wurde. Zwanzigmal hat man diese Spuren bedeckt und zwanzigmal sind sie wieder zum Vorschein gekommen.

Die Uhr des Luxembourg zeigte halb zwei, als Armand Cambon den östlichen Flügel des Schlosses betrat und in die reiche Bilder-Galerie dieses Schlosses

eilte, die täglich dem Publikum geöffnet ist. Bei all seinem Kunstsinn wagte er es nicht, vor den herrlichen Gemälden zu verweilen; er suchte offenbar einen besonderen Gegenstand und blieb endlich am Schluß der Galerie vor einem Künstler stehen, der hier beschäftigt war, ein Gemälde zu kopiren.

Dieser Künstler war eine Dame in einfachem schwarzen Seidenkleide und mit schlicht geordnetem, reichem kastanienbraunem Haar. Die Künstlerin schien ganz von ihrer Arbeit in Anspruch genommen; sie war bleich, aber doch jung und schön; aus ihren blauen Augen leuchtete künstlerische Begeisterung.

Armand stand bereits mehrere Minuten im Anschauen der Dame versunken da, als sie ihn bemerkte. Ein Freudenstrahl leuchtete aus ihrem Auge, als sie den jungen Mann erkannte. Dieser trat mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung vor und an die Staffelei, vor welcher sie saß.

— Willkommen, Herr Armand! sagte sie, die Staffelei ein wenig zurückschiebend.

— Sie waren so gütig, mich rufen zu lassen sagte Armand verlegen.

— Colette, meine Kammerjungfer, erzählte mir, daß sie Ihnen begegnet, und da ich Sie lange zu sehen gewünscht . . .



— Sie haben mich also wirklich zu sehen gewünscht? unterbrach Armand sie mit freudig bewegter Stimme.

— Freilich! Sie wissen, daß wir uns nicht mehr gesehen seit dem vorigen Jahre, wo Sie mich besuchten . . .

— Ja, Madame! . . . Am Tage darauf fand ich mich vor dem Hause Ihres Oheims ein, wie Sie befohlen . . . Aber Sie hatten wahrscheinlich vergessen, daß Sie mich zu sich beschieden.

— Nein, ich hatte es nicht vergessen . . Aber . . .

Die Herzogin schwieg hier, als wolle sie sich von einer ungeheueren Erinnerung losmachen.

— Aber ich verdiene die Vorwürfe, die ich von Ihnen sowohl, als von mir selbst zu erleiden habe! setzte sie hinzu.

— Großer Gott, rief Armand, wie hätte es mir jemals einfallen sollen, Ihnen Vorwürfe zu machen! Habe ich Sie verletzt, so verzeihen Sie mir! rief der Jüngling, der hierdurch eine Anspielung auf jenen unseligen Handkuß machen wollte. Jetzt aber, da Sie die Güte hatten, mich sehen zu wollen, wage ich um eine Gnade zu bitten.

— Und welche? fragte Adelaide mit einer gewissen Schüchternheit vor Armands Heftigkeit.

— Wenn ich einige Fragen thun sollte, darf ich auf eine aufrichtige Antwort hoffen?

— Ich werde aufrichtig sein!

Armand warf einen scheuen Seitenblick umher, um sich zu überzeugen, ob er nicht von Andern gehört werden könne. Da er sah, daß die übrigen Künstler ruhig mit ihrer Arbeit beschäftigt waren, wandte er sich beruhigt zu Adelaide zurück.

— Sie erinnern sich eines Billets, das ich Ihnen gab, als ich zum letzten Male . . .

— Ja, mein Herr! antwortete die Herzogin.

— Als Sie dasselbe gelesen, waren Sie überzeugt, daß der Herzog es geschrieben.

— Ja, ich war damals überzeugt.

— Aber am folgenden Tage, an Ihrem Hochzeitstage, hatten Sie eine andere Ansicht von dem Billet?

— Ja, antwortete die Herzogin mit schwacher Stimme, als koste es sie Mühe, dies einzugestehen.

— Sie glaubten, es sei ein gefälschtes Dokument?

Die Herzogin schlug verlegen die Augen nieder.

— Und wen hatten Sie in Verdacht?

Die Herzogin, sichtbar aufgeregt, zauderte mit der Antwort.

— War es vielleicht die Kammerjungfer der Marquise d'Estelle, die Sie im Verdacht hatten, dieses Billet gefälscht zu haben?

— Die Kammerjungfer der Marquise d'Estelle? wiederholte Adelaide erstaunt.

— Gott im Himmel, nun so war ich es also, auf dem der Verdacht ruhte! rief Armand im höchsten Schmerz aus. Ich wußte damals nicht, an welcher von den beiden Geschichten, die man mir erzählte, ich mich halten sollte; jetzt weiß ich, daß die Kammerjungfer der Marquise es gewesen, die Ihnen mitgetheilt, daß ich die Handschrift des Herzogs nachgemacht und das Billet geschrieben! Jetzt ist mir Alles klar! Jetzt erst blicke ich in die Tiefe dieser schwarzen Intrigue!

— Aber wie wissen Sie denn? fragte Adelaide. Wie können Sie wissen, daß . . .

— Ich kannte diesen schändlichen Plan, ehe er ins Werk gesetzt wurde! sagte Armand. Ich hörte ihn aus dem eigenen Munde der Kammerjungfer; aber wie konnte ich wohl an das Gelingen eines so teuflischen Planes glauben!

— Aber in welchem Verhältniß standen Sie denn zur Marquise und ihrer Kammerjungfer? fragte die Herzogin.

— Ich will Ihnen Alles erklären! sagte Armand und begann jetzt mit exemplarischer Gewissenhaftigkeit

eine Darlegung seines Verhältnisses zu diesen beiden Frauen, von seinem ersten Zusammentreffen mit ihnen im Jardin des Plantes, bis er, mit Hülfe des Portier-Rückens, den Netzen entronnen, welche die Marquise ihm in ihrem eigenen Hotel ausgespannt.

Armand verschwieg nichts, denn man kann einer Frau Vieles sagen, was man um Alles in der Welt nicht vor einem Mädchen aussprechen würde.

— Jedes Wort, das ich eben gesagt, ist eine Wahrheit, schloß Armand seine Erzählung. Was Sie jetzt auch von mir denken mögen, Sie werden mich nicht für einen Verbrecher halten . . . Großer Gott, wie konnten Sie einer solchen Niederträchtigkeit Glauben schenken!

Adelaide hatte mit einem gemischten Gefühle von Theilnahme und Entsetzen Armand's Erzählung angehört.

— Ich wußte nicht, was ich denken sollte, antwortete sie, oder richtiger gesagt, es fehlte mir jede Fähigkeit zu denken an jenem unglücklichen Tage, der mir jetzt wie ein entsetzlicher Traum vorschwebt. Doch erinnere ich mich, daß meine unselige Verirrung damals von der sonderbaren Erklärung bestärkt wurde, die Sie mir über die Art und Weise gaben, in welcher Sie zu dem Billet gekommen.

— Konnte ich als Mann von Ehre die Schwäche eines Weibes verrathen? fragte Armand.

— Ich verstehe dies jetzt, sagte Adelaide; indeß machte dieser Umstand im Verein mit . . . . mit Ihrem sonderbaren Benehmen . . .

Die Herzogin brach hier ab.

— Ich weiß, was Sie sagen wollen! fiel Armand erbleichend ein, denn ein neues Licht war vor seinen Augen aufgegangen und er schauderte vor dessen Schein.

Der Leser erinnert sich vielleicht, daß die Geschichte, welche Denise, die Kammerjungfer der Marquise, der Nichte des Banquiers zu erzählen den Auftrag hatte, wesentlich darauf hinauslief, daß Armand in seiner blinden und wahnsinnigen Passion für Adelaide selbst dieses Billet geschrieben habe, in der Absicht, hierdurch ihre Vermählung mit dem Herzog zu hintertreiben.

Diese Geschichte war Armand bisher als zu einfältig erschienen, um geglaubt zu werden; dennoch aber war sie geglaubt worden. Und was hatte namentlich hierzu beigetragen? Armand's Benehmen bei seinem Abschied von Adelaide! Was anders als dieser verwünschte Handkuß, den er selbst auf der Stelle bereut! Weshalb hätte Adelaide nicht an diese

gewaltsame Leidenschaft glauben sollen, da sie doch die unzweideutigsten Beweise derselben gesehen!

Dies waren die Fragen, welche Armand sich jetzt selbst that und die er zu seiner eigenen Verzweiflung bejahen mußte.

— Ich Unglücklicher! sagte er traurig. Einmal gegen die Ehrfurcht gefehlt zu haben, die man Ihnen schuldig, ist schon ein Verbrechen, und weshalb hätten Sie mir nicht auch das andere zutrauen sollen. Ich selbst habe also diese schwarze Intrigue fördern geholfen; ich habe zu dem Unglück Derjenigen mit beigetragen, für die ich tausendmal hätte sterben mögen!

— Sie dürfen sich nicht um meines Unglücks willen anklagen, sagte die Herzogin, denn weshalb sollte ich Ihnen, dem Einzigen, mißtrauen, der mir Theilnahme und Ergebenheit gezeigt? Gab es hiezu wohl einen vernünftigen Grund? . . . Aber das ist einmal das Loos Derer, die so viel beneidet werden! Umgeben nur von kalten Egoisten, von Verwandten ohne Schutz, von Freunden ohne Freundschaft, nehmen wir allmälig auch den Charakter derselben an! Mißtrauen und Berechnung ist Alles, was wir uns selber lehren, und fallen einmal die Schuppen von unseren Augen, so ist es gewöhnlich zu spät . . . Als ich nach dem Schluß der kirchlichen Ceremonie in der Madelaine-Kirche,

fuhr sie schmerzlich fort, noch einmal Ihrem Blick begegnete und das Warnungszeichen sah, das Sie mir gaben, da dachte ich: Dieser Blick kann nicht trügen, diese Hand nicht fälschen! Ich fand, daß ich, indem ich Sie ungehört verurtheilt, selbst verurtheilt worden war, jedoch ohne die Hoffnung, dieses Urtheils jemals zurückgenommen zu sehen . . . Meine Unterredung mit dem Herzog nach der Rückkehr von der Kirche bestätigte mich noch in dieser traurigen Ueberzeugung. Mit einer von Angst gemischten Bereitwilligkeit kam er meinem Wunsche nach, ausschließlich für mich selbst leben und mich ungestört nur der Kunst widmen zu wollen, die ich seit meiner Kindheit geliebt und in der ich noch einen Ersatz für ein freudenleeres Dasein zu finden hoffte . . . Ich habe diesen gefunden und ich danke dem Himmel dafür!

Die Herzogin schwieg. Armand stand mit gefalteten Händen vor ihr und wagte nicht, das Schweigen zu unterbrechen. In seinem Herzen richtete er ein Gebet zum Himmel, mit seinem Blute wieder versöhnen zu können, was die Welt an diesem Engel gefrevelt.

— Inzwischen, fuhr die Herzogin nach einer Pause fort, ward ich sehr unruhig, da ich seit Monaten nichts mehr von Ihnen hörte; ich wollte Sie sehen, wollte

mit Ihnen sprechen, wollte beweisen, daß ich nicht länger undankbar und ungerecht gegen Sie sei . . . Ich wollte Sie auch bitten, diese unglückliche Geschichte in das tiefste Geheimniß zu begraben, denn in dieser Sache leide ja ich nur allein und ich gebe Beide, sie und mich, in Gottes allmächtige Hand . . . Jetzt fand ich Sie und unser Zusammentreffen hat mir unendliche Freude bereitet; aber Sie mit Ihrem edlen Herzen werden mir ja nicht einmal gestatten, Ihnen meine Dankbarkeit an den Tag zu legen! Sie werden nicht begreifen, daß das Abtragen einer Schuld eine der süßesten Freuden ist!

— Ja, antwortete Armand mit weicher Stimme; aber es ist auch eine Freude, uneigennützig der Unschuld und Tugend dienen zu können!

— Es bleibt mir nichts, als Ihren Namen in meine Gebete einzuschließen, sagte die Herzogin, indem sie, ihre Augen mit der linken Hand bedeckend, Armand die Rechte bot.

Dieser beugte sein Antlitz über die feine Hand und wagte nicht, dieselbe mit dem Mund oder den Händen zu berühren.

Hastig zog Adelaide die Hand zurück und drückte sie heftig an die Brust, als wolle sie den innern

Sturm beschwichtigen. Eine heiße Thräne war aus Armands Augen auf diese Hand gefallen.

— Ein Geräusch weckte die Herzogin aus ihrem trüben Nachdenken. Auch Armand ward aufmerksam; er wandte sich zurück und sah einen eleganten Herrn sich in einiger Entfernung vor Adelaide tief verbeugen, ohne jedoch zu ihr heran zu treten.

— Verzeihung, Madame, sagte Armand halblaut und, als spreche er von ihrem Gemälde, auf dieses zeigend, Sie scheinen bekannt mit diesem Herrn?

— Ja, antwortete diese, ohne seine Unruhe zu theilen.

— Baron St. Bris geht bei Ihnen aus und ein?

— Nicht bei mir, sondern bei dem Herzoge, dessen täglicher Gast er ist. Ich begegne ihm oft auf der Promenade; er ist fast täglich hier in der Galerie .... Aber warum sind Sie so beunruhigt?

— Ich habe ihn in Gesellschaft der Marquise d'Estelle gesehen.

— Allerdings! Aber warum ...?

— Madame's Wagen hält soeben vor dem Schlosse! unterbrach sie Baron St. Bris, der sich jetzt Beiden näherte.

— So ist es Zeit für mich, nach Hause zu fahren! sagte die Herzogin.

— Madame, ich muß Sie darauf vorbereiten, daß es sehr unruhig auf den Straßen ist! sagte der Baron. Mehrere Volkshaufen sind in Bewegung; mein Cabriolet mußte viel Umwege machen, um hierher zu kommen.

— Sie glauben also, daß draußen Gefahr drohe? fragte die Herzogin etwas ängstlich.

— Gewiß nicht für uns! antwortete der Baron. Ich erwähne dessen nur, damit Sie nicht erschrecken, wenn uns auf dem Heimwege einige Schwierigkeiten begegnen sollten.

— Ich danke Ihnen, mein Herr!

— Wenn etwas vorfallen sollte, fiel Armand ein . . . Ich meine, es dürfte vielleicht unpassend sein, wenn ich Ihren Wagen begleitete.

— Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein Herr, unterbrach ihn der Baron; Sie erschrecken die Herzogin zu sehr . . . Wenn ihn die Herzogin nicht verschmäht, dürfte mein Schutz hinreichend sein! Uebrigens hat ja die Herzogin ihre Bedienung, und dort sehe ich schon einen der Diener.

Ein Bedienter in reicher Livree trat in die Galerie und näherte sich der Gruppe.

Armand sah jetzt, wie Adelaide diesem Diener ihre Befehle ertheilte, wie derselbe die Staffelei nahm

und sie in das Zimmer trug, in welchem die Künstler ihre Effecten aufbewahren. Er sah auch, wie der Baron der Herzogin behülflich war, den mit Zobel besetzten Sammetmantel anzulegen, wie er ihr den Arm bot, den sie jedoch zu Armand's Trost nicht annahm.

Endlich sah er sie sich in Bewegung setzen, um die Galerie zu verlassen.

Indem die Herzogin ihrem Cavalier folgte, ging sie an unsrem Helden vorbei und beantwortete seinen etwas betrübten Abschiedsgruß mit einem herzlichen, aufmunternden Blick.

Der Baron grüßte sehr artig, aber kalt. Armand sah sie verschwinden und da auch er keinen Grund hatte, länger in der Galerie zu bleiben, beschloß er sich ebenfalls zu entfernen.

VI.

Der Herzog und die Marquise.

Am nächsten Vormittage, am 21. Februar, saß die Marquise d'Estelle in ihrem Boudoir, ungeduldig den in der Mitte des Zimmers stehenden Bedienten anhörend.

— Sie sagten, der Herzog wollte ausfahren? fragte sie.

— Ja, Madame. Eben als ich kam, stiegen Monseigneur in den Wagen.

— Aber er wollte doch bald hierher kommen?

— Ja, Madame. Sobald er von seinem ersten Besuch zurückgekehrt.

— Sie wissen nicht, wen er besuchen wollte?

— Nein, Madame.

In demselben Augenblick vernahm sie Tritte im Vorzimmer. Die Thür öffnete sich und der Herzog selbst trat herein.

Der Diener zog sich eilig zurück. Des Herzogs Wangen waren bleicher als gewöhnlich, seine Stirn war finster, seine Augenlider lagen starr und schwer auf den Globen.

Ohne die Marquise zu grüßen, sank er auf einen Fauteuil in der Nähe des Divans nieder.

— Sie sind heute nicht bei guter Laune, lieber Herzog! begann die Marquise, und das wundert mich nicht. Es sieht traurig genug mit der Politik aus; das Reform-Banquet ist abgesagt, die Orleans triumphiren und Niemand regt sich für die Bourbonen!

— Was kümmert mich das Reform-Banquet! antwortete der Herzog gleichgültig.

— Vor einigen Tagen hofften Sie noch, daß Heinrich V. seinen Einzug in Paris halten werde, fuhr die Marquise fort; jetzt aber ... Doch was ist Ihnen, bester Herzog? Was bedeutet dieses düstere Antlitz, diese stumme Zunge! Entweder Sie haben Ihre gewöhnliche Artigkeit zu Hause in Ihrem Hotel vergessen, oder Sie haben im Boulogner Gehölz eine Leiche zurückgelassen!

— Eine Leiche! murmelte der Herzog dumpf.

— Sie sind nie recht liebenswürdig gewesen, behauptete die Marquise, heute aber sind Sie es weniger als jemals.

— Sind Sie gewiß, daß Niemand uns im Nebenzimmer belauschen kann?

— Ich habe meine Dienerschaft nicht ans Lauschen gewöhnt.

Der Herzog erhob sich, ging zu den beiden Thüren, öffnete diese und nachdem er sich überzeugt, daß Niemand hinter derselben stehe, kehrte er wieder zu seinem Fauteuil zurück.

— Ich komme von Geronnière, sagte er.

— Ah, von Geronnière! wiederholte die Marquise. Ich hatte ihn augenblicklich ganz vergessen, obgleich ich Sie um seinetwillen bat, zu kommen . . . Doch es ist verzeihlich, wenn man in so unruhigen Zeiten seine besten Freunde vergißt . . . Wie befindet sich also der Oheim Ihrer Herzogin?

— Er ist todt! antwortete der Herzog mit zitternder und kaum hörbarer Stimme.

— Todt! wiederholte die Marquise mit ebenso schwacher Stimme, aber keineswegs zitternd.

Der Herzog starrte einige Male in dem Boudoir umher, als fürchte er noch immer die Anwesenheit einer dritten Person. Dann sank er wieder in seinen vorigen Zustand, eine Art von Geistes-Abwesenheit, zurück.

Die Marquise spielte mit einer Locke, die sie sich

über der Stirn losgemacht, denn wenn sie nicht mit Menschen zu spielen hatte, spielte sie mit ihren Locken.

— Und Sie sind gewiß, daß er todt ist? fragte sie nach einer Weile.

Der Herzog schlug die Augen auf und betrachtete die Marquise ohne zu antworten.

— Ungeachtet aller Bemühungen des Arztes? fuhr sie mit eisiger Kälte fort.

Der Herzog schüttelte schweigend den Kopf und schloß die Augen wieder. Wollte er dadurch den Anblick eines ihn verfolgenden Schattens oder den dieses Weibes vermeiden?

— Durch Ihre Klugheit, Geronnière gleichsam selbst der Welt von seinem Hinscheiden Nachricht geben zu lassen, haben Sie derselben den Schmerz der Ueberraschung erspart! fuhr die Marquise fort.

Der Herzog blieb ein schweigendes und dennoch beredtes Bild des Jammers.

— Sie sind ein Feigling, Herzog von Beaudreuil! sagte die Marquise. Sie sind ein lebendiges Bild der bourbonischen Partei, welcher Sie angehören . . . . Muthig und stolz wie ein Adler im Entschluß, kriechen Sie zu einer Mücke zusammen im Augenblick des Handelns . . . Sie sollten strahlen von Glück und Sieg, aber Sie sehen aus, als wären Sie zum

Tode verurtheilt . . . Ich begreife nicht, wie ich Sie jemals habe lieben können!

— Diese Liebe ist mein Unglück gewesen! antwortete der Herzog, seine Stirn trocknend.

— Undankbarer! sagte die Marquise, sich eine zweite Locke als Spielkameradin für die erste losmachend.

— Für was hätte ich Ihnen etwa zu danken? fragte der Herzog mit bitterem Lächeln.

— Für die Millionen, welche Sie von dem Oheim Ihrer Gattin erben!

— Sie waren und sind noch heute der böse Genius meines Lebens! sagte der Herzog.

— Hören Sie mich an, Herzog! rief die Marquise. Ich nannte Sie einen Feigling, und jedes Wort, jeder Blick von Ihnen bekräftigt diese Bezeichnung . . . Sie verdienen dieselbe aber in doppelter Hinsicht! Ich begreife wohl, daß man Unruhe nach einer solchen Handlung fühlt, wie Sie dieselbe ausgeführt, denn sie ist delicat, das will ich nicht bestreiten . . . Ein Geronnière, wie elend er auch gewesen sein mag, hat doch eine Lunge wie jeder andere Mensch! . . . Aber daß Sie, der den Muth gehabt hat, den Schlüssel zu dem Schlosse zu schmieden, das Sie bisher von den Millionen trennte, daß Sie jetzt hin=

terdrein, nachdem Sie das Schloß geöffnet, wie ein nervenschwacher Greis zusammensinken, das ist eines Mannes nicht würdig, dessen Vorfahren mit dem Schwert in der Hand die Schatzkammern Italiens und Spaniens geplündert, ihre Städte niedergebrannt und ihre Unterthanen geschlachtet haben. . . . Doch nicht genug damit! Um Ihrer beklemmten Brust Luft zu machen, um Ihr Gewissen zu beruhigen, wollen Sie nicht allein mich zu Ihrer Mitschuldigen machen, sondern sogar die ganze Schuld auf mich wälzen.... Das heißt die Feigheit über die Grenzen des Erlaubten hinaustreiben, und deshalb sind Sie ein doppelter Feigling! . . Aus diesen Gründen, mein bester Herzog, fuhr die Marquise fort, kann es nicht schaden, die Erinnerung an das Verflossene ein wenig aufzufrischen, denn ich will Sie nicht in dem falschen Glauben erhalten, als habe ich das Unglück verschuldet, über welches Sie sich beklagen, während ich doch nur Ihr Glück befördere. . . . Sein Sie also so freundlich, meinen Worten einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Der scheue Blick des Herzogs verrieth durchaus keinen aufmerksamen Zuhörer.

— Als ich vor zwei Jahren Paris verließ, dieses Paris, das ich so sehr liebe, begann die Marquise von Neuem, als ich nach Italien, nach Rom, reiste,

warum that ich dies? . . . Um Ihretwillen, de Beaudreuil, nur um Ihretwillen! Sie liebten mich und ich liebte Sie ebenfalls, so glaubte ich wenigstens. . . . Ihre Verwandten, die mich haßten, widersetzten sich unserer Vermählung und Ihre ökonomischen Verhältnisse erlaubten Ihnen nicht, ihnen zu trotzen. . . . Sie folgten mir dann nach Rom, wo wir eine heimliche Ehe schlossen. . . . Ich, eine Marquise d'Estelle, aus einem Geschlecht, das dem Ihrigen gleich, entschloß mich hierzu! . . . Dies war bereits ein Opfer, Herzog, das Sie zu schätzen verstanden, wenigstens damals verstanden. . . . Ihre vielen Besuche bei mir compromittirten meinen guten Ruf vor der Welt, der wir die Bande nicht verrathen durften, welche uns vereinten; und dies war ein noch größeres, bitteres Opfer als das erste. . . . Ich suchte mich indeß mit der Hoffnung zu trösten, daß eine Veränderung in Ihrer Familie dieses unbehagliche Verhältniß ändern und mir vor der Welt den Namen geben könne, den ich zu tragen ein Recht hatte. . . . Nach einiger Zeit des Zusammenlebens verließen Sie mich, und dies war, milde gesagt, undankbar von Ihnen.

— Undankbar! rief der Herzog. Was war es, das mich zwang, Sie zu verlassen? Was anders als Ihr Leichtsinn, Ihre Untreue?

— Mein Gott, woher haben Sie das Herz, die Capricen eines Weibes so streng zu beurtheilen? sprach die Marquise gleichgültig, denn Caprice ist ein Wort, hinter welchem die Pariser Damen gern alle ihre, Seitensprünge, sowohl die größeren als die kleineren verstecken.

— Sie reisten nach Paris, fuhr die Marquise fort, und während eines ganzen Jahres erfreuten Sie mich nicht mit einer einzigen Nachricht. . . . Ich fürchtete, daß Ihnen ein Unglück widerfahren sein könne, denn ich bin nicht so gefühllos, wie Sie sich vorstellen. . . . Endlich entschloß ich mich, Ihnen nachzureisen. . . . Meine Furcht war begründet, denn ich fand Sie in einer ganz verzweifelten Lage. . . . Sie hatten sich selbst und Ihre Familie ruinirt; Sie hatten bereits zwei Oheime und Gott weiß wieviel Tanten verspeist. Die Unterstützung, welche Ihnen Heinrich V. zur Förderung seiner Interessen zufließen ließ, reichte kaum für Ihre Pferde, Livréen und Lakaien aus. . . . Sie konnten sich selbst nicht helfen, viel weniger der Sache Ihres hohen Beschützers; Sie hatten keine andere Wahl, als zwischen Clichy*) und einer Pistolenkugel. . . . Wer war es, der Sie da rettete? Wer

*) Pariser Schuldgefängniß.

war es, der Ihnen rieth, eine vortheilhafte Partie zu suchen? Wer war es, der Ihnen die blauäugige Bürgertochter und ihre vielen Millionen zeigte? ... Wer anders als ich! ... Anstatt einen Ersatz für die vielen Opfer zu suchen, welche ich gebracht, anstatt mich für die Leiden zu rächen, die Sie mir bereitet, machte ich Sie zu einem der reichsten Männer Frankreichs, setzte Sie in Stand, für unseren wahren und rechtmäßigen König zu wirken, und wenn er, wie ich hoffe, eines Tages in Paris einziehen wird, um die Krone seiner Väter aufs Haupt zu setzen, wer ist es dann, der Sie zum Conseil-Präsidenten gemacht haben wird ... wer anders als ich?

— Ja, Sie allein haben uneigennützig gehandelt! sagte der Herzog ironisch.

— Allerdings, Herzog! antwortete die Marquise.

— Und die zwei Millionen?

— Die Sie mir versprochen, die ich aber noch nicht erhalten und auch wohl nicht erhalten werde!

Der Herzog sah mit Verwunderung und Bestürzung die Marquise an; seine Bestürzung aber war größer als seine Verwunderung.

Vermuthlich schätzte er diese Uneigennützigkeit nach ihrem rechten Werthe, wahrscheinlich wußte er, daß wenn die Löwin ein Lamm verschmäht, es nur des-

halb geschieht, weil sie einen größeren Raub in Aussicht hat.

Die Marquise verließ den Divan, um, wie vorhin der Herzog, sich zu vergewissern, daß kein Lauscher vor der Thür stand.

Hierauf kehrte sie zum Divan zurück und nahm hier die Seite ein, welche dem Herzog am nächsten.

Der letztere folgte allen Bewegungen seiner schönen Wirthin mit steigender Unruhe. Der Parfüm, von welchem sie umgeben war, kam ihm schwer und drückend vor, wie die Sommerluft, die Donner und Sturm verkündet.

— Geronnière ist todt! begann die Marquise von Neuem. Dies war nothwendig, nicht nur für Sie, sondern auch für die Sache, welche jedem edlen Franzosen zunächst am Herzen liegen muß.... Heinreich V. ist nicht nur ihr rechtmäßiger König, sondern auch Ihr Wohlthäter, und kein Opfer ist zu groß, das Sie nicht für ihn hätten bringen müssen. Sie sind ein zu alter Politiker, um sich um ein Leben mehr oder weniger zu beunruhigen.... Die Weltgeschichte ist zugleich Ihr Vorbild und Ihr Trost.... Nennen Sie mir einen einzigen großen Staatsmann, der nicht seine Hand in Blut getaucht hätte; nennen Sie mir eines einzigen Kriegers Schwert, das mehr Opfer ge-

mäht hätte, als Richelieu's bloßer Finger. . . Alles, was nothwendig ist, das ist auch erlaubt, wenn es gilt, ein großes und für die ganze Welt vortheilhaftes Ziel zu erreichen. . . . Es gab keinen andern Weg zu den Millionen des Banquiers, als den über sein Grab. . . . Sie haben den Weg gefunden und stehen jetzt siegreich vor dem reichen Schatze!

Der Herzog hatte mit sichtbarem Interesse und geringerer Unruhe den Worten der Marquise zugehört.

Diese Prinzipien, welche sie ihm entwickelt, hatten seine Stirn ein wenig geklärt und seinen Blick belebt.

— Was Sie da sagten, Marquise, erwiderte er, ist in allen Theilen wahr und ich bin ganz Ihrer Ansicht. . . . Aber ich verstehe noch nicht, weßhalb Sie die zwei Millionen betrauern, die ich Ihnen versprochen!

— Sie haben mich noch nicht zu Ende angehört, bester Herzog! sagte die Marquise.

— Ich erwarte dasselbe mit Ungeduld!

— So hören Sie denn. . . . Ich erwähnte vorhin, daß Sie den Weg zum Schatz gefunden; aber alles Dies ist noch nicht genug für Sie.

— Ich verstehe Sie nicht!

— Sie müssen auch dafür sorgen, daß Sie unge=

stört denselben Weg zurückgehen und ohne Gefahr Ihren Schatz fortführen können. . . . Ein Grab, und wenn es noch so gut vermauert ist, bleibt doch immer ein hohler Weg.

— Jetzt verstehe ich Sie!

— Nun, Herzog?

— Sie meinen, daß ich diesen hohlen Weg mit einer neuen Mauer ausfüllen müßte, mit einem neuen Grabe!

Die Marquise begann wieder mit ihren Locken zu spielen.

— Sie machen mich schaudern, Marquise! fuhr der Herzog fort.

— Schaudern Sie . . . aber schaudern Sie vor Ihrem eigenen Schicksal! Ihre bleiche Gattin wird Ihr Henker werden!

— Nein, antwortete der Herzog ruhig; von dieser Seite fürchte ich nichts! . . . Sie wird auf keinen Verdacht gerathen!

— Weßhalb sollte ihr Verdacht auf das Eine nicht ebenso gut fallen wie auf das Andre? . . . Haben Sie etwa vergessen, daß Sie argwöhnt, Sie hätten eine Doppel-Ehe geschlossen?

— Möglich, daß sie dies thut! Aber so lange

dieser Verdacht mir keine Ungelegenheit bereitet, habe ich mich darüber nicht zu beunruhigen.

— Die Bügertochter soll also Ihre Gattin bleiben? fragte die Marquise, mit einem Gemisch von Entrüstung und Verachtung.

— Meine Gattin! wiederholte der Herzog mit einem Seufzer. Sie wissen ja, daß ich ihr so fremd bin, wie sie mir!

— Sie scheinen von diesem unglücklichen Verhältniß gerührt!

— Sie sind grausam, da Sie dem armen Weibe die dürftige Theilnahme mißgönnen, welche ich für sie hege!

— Ihre Theilnahme? . . . Wann erwachte diese, Herzog?

Der Herzog schwieg und schaute zu Boden.

— Geschah es etwa aus Theilnahme, als Sie das Gerücht von ihrem vertraulichen Verhältniß zu dem Baron St. Bris aussprengen ließen?

— Auch dieser teuflische Plan war Ihr Werk, Marquise!

— Sie erinnern sich also endlich, daß dies ein Plan war! sagte sie kalt. Aber Sie scheinen nicht die Absicht zu haben, ihn auszuführen. Nachdem Sie den Ruf Ihrer Gattin dem Gespötte der Welt preis-

gegeben, wollen Sie dieselbe in Ihrem Hause behalten und ruhig hinnehmen, daß man mit Fingern auf Sie zeigt!

— Lieber dies als ein neues Verbrechen! antwortete der Herzog.

— Gestern waren Sie aber doch weit entfernt, auf halbem Wege stehen zu bleiben.

— Gestern, ja! Aber heute ist mein Gewissen der Ansicht, daß ich weit genug gegangen sei.

— Schwächling! . . . Diese Furcht die Sie inmitten Ihrer Bahn festhält, wird Ihr Unglück sein! . . . Wenn es nun eines Tages Ihrer Herzogin einfiele, sich von Ihnen scheiden zu lassen und sie zu diesem Zweck Sie der Doppelehe anklagte?

— Das wird sie nicht thun, und zwar aus zwei Gründen.

— Aus welchen?

— Erstens fürchtet sie fast ebenso sehr wie ich den Skandal, der aus einem solchen Prozesse entstehen würde, und zweitens ist ihr sehr wohl bekannt, daß sie nichts beweisen kann.

— Aber Sie haben Eins vergessen! bemerkte die Marquise.

— Und was wäre dies?

— Sie haben vergessen, daß es auf der Welt einen Mann giebt, der sich St. Bris nennt.

St. Bris?

— Sie haben die Verbindungen vergessen, in welchen Sie zu diesem Manne stehen.

— Nein, ich habe sie nicht vergessen!

— Aber das Versprechen haben Sie vergessen das Sie ihm gaben?

— St. Bris wird sich mit Gold begnügen.

— Der Geschmack ist sehr verschieden in dieser Welt. . . . Es könnte ihm einfallen, mein bester Herzog, die bleiche Herzogin mehr zu lieben als das Gold.

— Es wird meine Sache sein, ihn zufrieden zu stellen.

— Es ist also abgemacht, daß die Bürgerstochter die Herzogin von Beaudreuil bleibt? fragte abermals die Marquise, diesmal aber mit einer Ruhe, die vielleicht mehr Unglück verkündend war, als die Verachtung, mit welcher sie ihre Fragen begleitete.

— Wie die Sachen jetzt stehen, finde ich eine Veränderung nicht nothwendig, antwortete der Herzog.

— Sie gestehen aber doch zu, daß Ereignisse eintreffen könnten, welche eine derartige Veränderung erfordern?

— Ohne Zweifel . . . Aber . . .

— Und wenn nun eines dieser Ereignisse bereits eingetroffen wäre? unterbrach ihn die Marquise.

Der Herzog schaute sie mit fragendem Blick an.

— Ja, Herzog, es ist schon eingetroffen! fuhr die Marquise fort; eingetroffen seit langer Zeit, obgleich Sie in Ihrer Blindheit nichts gemerkt! . . . . Wer, frage ich Sie, gab Ihnen das Recht zu dem Uebermuth, in Allen, welche Sie umgeben, nur Mittel und Werkzeuge zu sehen, die Ihren Launen gehorchen und Ihrer Habsucht, Ihrem Ehrgeiz dienen sollen? . . . Sie gleichen jenen undressirten Thieren, die das Wildpret auftreiben in dem Glauben, es für sich selbst zu thun, und deßhalb erstaunt sind, wenn ihr Herr, der Jäger, ihnen die Beute entreißt. . . Sie werden um der Wahrheit willen mir diesen unhöflichen Vergleich verzeihen.

— Ich verstehe Sie wieder nicht, Marquise! sagte der Herzog, von neuer Unruhe ergriffen.

— Sie werden mich bald verstehen, Herzog von Beaudreuil!

Der Herzog ahnte, daß der Augenblick für Sturm und Blitz gekommen.

— Als ich Ihnen den Weg zu Geronnière's Reichthümern zeigte, erklärte die Marquise, als ich Ihnen die Aussicht auf Ansehen und Macht eröffnete,

that ich dies eben so wohl für meine, wie für Ihre Rechnung. ... Ihr Weg war also der meinige, Ihre Aussicht die meinige, und konnte es auch anders sein? Wir waren ja Eins, Eins vor dem Altar, an welchem wir uns die Hände reichten, Eins vor Gott, der unsre Eide hörte!

Der Herzog lauschte mit starrem Auge und weit geöffnetem Munde.

— Ihr Name war von Rechtswegen der meinige, fuhr die Marquise fort, aber ich wollte ihn nur mit Stolz tragen. . . Ich wollte ihn nicht am Billard in Clichy hören, sondern am Rathstisch der Tuilerien, an der Seite unseres dereinstigen rechtmäßigen Königs . . . Sie fangen an, mich zu verstehen, Herzog von Beaudreil?

— Uff! stöhnte dieser, die Purpurfranzen seines Fauteuil zerzupfend.

— Ich mache nur mein Recht geltend, wenn ich jetzt Ihren Namen fordere. ... Ich will Herzogin von Beaudreuil sein!

— Großer Gott! . . . Großer Gott! jammerte der Herzog.

— Und ich werde es sein! sagte die Marquise mit jener Bestimmtheit, die nicht mit sich handeln läßt.

— Sie! Sie! rief der Herzog mit von halb erstickter Raserei zitternden Lippen.

— Ich! antwortete die Marquise ruhig.

— Das werden Sie nicht! rief der Herzog, aus dem Sessel aufspringend und außer Stande, sich länger zu halten.

— Einfältiger! sagte die Marquise. Sie sollten sich doch vorsehen, damit Sie in Ihrer Heftigkeit sich nicht selbst an der Kette erdrosseln, welche ich an Ihren Hals gelegt!

— Sie drohen?

— Ich warne nur!

— Sie suchen mich zu zwingen?

— Ich suche nicht zu zwingen . . . ich zwinge!

— Sie! . . . Mich zwingen! rief der Herzog außer sich. Sie sollten mich zwingen können!

— Zählen Sie die Gelenke der Kette, ehe Sie fragen, ob ich kann.

— Sie, meine Mitschuldige!

— Schwacher Thor! . . . Bin ich es etwa, welche die Doppelehe geschlossen? . . . Bin ich es, die dem Banquier Geronnière den Doctor Levisière empfohlen hat?

— Ich bin verloren! seufzte der Herzog in den Divan sinkend und das Antlitz mit beiden Händen bedeckend.

— Mann ohne eigenen Willen, Mann ohne eigene Kraft! rief die Marquise. Ihre Schwachheit würde ich Ihnen vielleicht verzeihen können, aber daß Sie mir zutrauen konnten, ich wolle die untergeordnete Rolle spielen, die Sie mir zu ertheilen beliebten, das vermag ich nicht, Ihnen zu vergessen. . . . Ich, eine Marquise d'Estelle, sollte die gemiethete Dienerin eines Mannes sein, der zu meinen Füßen gelegen? Ich sollte die Maitresse eines Herzogs von Beaudreuil sein?... Den Mann, der das zu glauben sich unterstände, würde ich tödten können; dem Thoren aber, der Alles glaubt, kann ich nur mein Mitleid schenken. . . . Aber ich hege ja auch Mitleid für Sie, Rigobert! fuhr sie mit sanfterer Stimme fort, indem sie die Hand auf des Herzogs vorgebeugte Schulter legte; und überdies muß ja der Gedanke an das heilige Ziel, das wir gemeinsam erstreben, manches versöhnen... Um dieses zu erreichen, bedürfen Sie Jemandes an Ihrer Seite, der im Unglück nicht den Muth verliert... Rigobert, was wärest Du ohne mich gewesen, und was würde fortab ohne mich aus Dir werden!... Du bist mein Werk, Rigobert; ganz mein Werk! . . . Geduld, vielleicht kommt dereinst noch der Tag, wo ich werde lieben können, was ich geschaffen habe!

VII.

Baron St. Bris.

Man hörte Schritte im Vorzimmer. Der Herzog hob sein Gesicht aus dem Kissen und die Marquise näherte sich der Thür.

Diese öffnete sich in demselben Augenblicke und der Diener der Marquise trat herein.

— Baron St. Bris! meldete er.

— Wie! rief die Marquise, wußten Sie nicht, daß ich heute Niemanden empfange?

— Ich theilte dem Baron den Befehl der gnädigen Marquise mit, antwortete der Bediente, der Baron aber versicherte, die Angelegenheit, die ihn herführe, dulde keinen Aufschub.

— Dies zu bekräftigen werde ich selbst die Ehre haben! fiel der Baron St. Bris ein, dessen elegante Figur hinter dem Rücken des Lakaien erschien.

— So seien Sie denn willkommen, Herr Baron, grüßte die Marquise.

Der Baron trat in das Boudoir, der Diener verschwand und die Thür schloß sich.

St. Bris beobachtete Schweigen, bis es draußen still geworden.

— Ich hatte die Ehre, Frau Marquise, Sie gestern Nachmittag und den Herzog heute Vormittag aufzusuchen, leider aber vergebens, begann der Baron. Jetzt finde ich endlich meinen glücklichen Stern, indem ich die Ehre habe, Sie beide zusammen zu sehen.

— Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, Baron! sagte die Marquise. Ihre Angelegenheit betrifft also mich und den Herzog?

— Ja, Madame! antwortete Baron St. Bris, sich abermals vor Beiden verbeugend.

Der Herzog schien weder Augen noch Ohren für den Baron zu haben.

— Nun? Also zur Sache! ermahnte die Marquise.

— Ich war gestern Vormittag in der Galerie des Luxembourg, begann der Baron.

— Sie sind oft dort? bemerkte die Marquise mit kaltem Lächeln.

— Allerdings, Madame! . . . Wenn man dadurch

Künstler werden könnte, daß man die schönen Künste viel bewundert, so müßte ich bereits ein großer Maler sein und . . .

— Verzeihen Sie, Baron; kommen Sie nur, hier von den Gemälden des Luxembourg zu sprechen? fiel die Marquise ungeduldig ein. Wenn ich nicht irre, besuchen Sie die Galerie weniger der Kunst als der Natur wegen? Wie ich vermuthe, treffen Sie dort gewöhnlich die Herzogin von Beaudreuil?

— So ist es. . . . Gestern aber war meine Gesellschaft dort überflüssiger als jemals.

— Wie so?

— Weil die Herzogin bereits Gesellschaft hatte.

— Was liegt darin Ungewöhnliches? . . . Die Galerie des Luxembourg wimmelt ja jeden Vormittag von Künstlern!

— Ich weiß nicht, ob die Person, von der ich spreche, zu der olympischen Schaar der Künstler gezählt werden darf, wenn das aber der Fall, so ist er nicht einer der am wenigsten glücklichen!

— Er? . . . Von welchem Er sprechen Sie? . . . Vielleicht von einem unserer Freunde?

— Daß er zu unseren Freunden gehöre, glaube ich bestreiten zu können. . . . Ich zweifle aber nicht, daß er zu denen der Herzogin gehöre.

— Aber wozu alle diese Umwege, bester Baron? . . . Von wem sprechen Sie?

— Von Einem, der nicht unser Freund ist, für den wir uns aber vielleicht eben deshalb um so mehr interessiren. . . . Ich spreche von Armand Cambon.

— Von Armand Cambon! wiederholte die Marquise, auf dem Divan zusammenfahrend.

— Armand Cambon! wiederholte auch der Herzog, der durch diesen Namen aus seinen düsteren Phantasien geweckt wurde.

— Ja, von keinem Andern! sagte der Baron. Dieser Mensch, den wir seit so lange nicht gesehen, den wir gestorben und begraben glaubten, dieser Phönix, der aus der Asche . . .

— Und diesen Menschen haben Sie in der Galerie des Luxembourg gesehen? rief die Marquise.

— Ebenso deutlich, wie ich Sie vor mir sehe, Madame!

— Und Sie sahen ihn in Gesellschaft der Herzogin?

— Allerdings?

— In Gesellschaft der Herzogin? wiederholte der Herzog, der immer aufmerksamer ward.

— Ich beobachtete Beide lange, ehe ich von ihnen

gesehen werden konnte, und wie hätte man auch von Personen bemerkt werden können, die nur Augen für einander hatten!

— Sie sind verrückt, Baron! sagte die Marquise.

— Was soll das Alles heißen? fragte der Herzog.

— Das soll ganz einfach heißen, daß ich die Herzogin und Herrn Armand Cambon in der vertraulichsten Unterhaltung fand.

— Sie sprachen vertraulich mit einander? fragte der Herzog erstaunt. Die Herzogin mit einem Armand Cambon vertraulich! . . . . Sie übertreiben, mein Herr!

— Ist es nicht schon genug, wenn sie mit ihm spricht, gleichviel: vertraulich oder nicht? fragte die Marquise den Herzog. . . . Lieber Baron, haben Sie gehört, was sie sprachen?

— Leider hörte ich nicht, aber ich sah desto besser!

— Und was sahen Sie?

— Die schönste rothe Farbe auf den Wangen des jungen Mannes!

Der Herzog erhob sich vom Divan und begann, im Boudoir auf und ab zu promeniren.

— Die schönste Röthe! fuhr der Baron fort. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, Marquise,

daß wenn ein junger Mann einem schönen Weibe gegenüber erröthet, derselbe entweder sehr schüchtern oder sehr glücklich sein muß, wenn er nicht Beides zugleich ist.

— Und sie? fragte die Marquise.

— Und die Herzogin? fragte der Herzog, indem er mit gekreuzten Armen vor dem Erzählenden stehen blieb.

— Die Herzogin, antwortete der Baron, ist eine von unsren bleichen Schönheiten und wenn man sie im Salon oder in der Opernloge sieht, würde man sie für einen der ernstesten Engel halten, die unsre Saison zieren. . . Wenn man sie aber in der Galerie des Luxembourg und im Gespräch mit Herrn Armand Cambon sieht, so . . .

— Nun? So? . . .

— So ist sie Französin, vollkommen Französin, meine Herrschaften! . . . . Es war ein Leben, ein Farbenspiel in ihrem Antlitz . . . Und ihre Augen . . . ihre Augen . . .

— Nun . . . ihre Augen? wiederholte die Marquise, die während der Erzählung die ihrigen zwischen dem Herzog und dem Erzähler hin- und herschweifen ließ.

— Sie waren schmachtend und zärtlich, wie die

eines Täubchens, wenn sie den ersten Strohhalm in ihr Nest trägt.

Die Marquise lachte laut auf; ein Beweis, daß ihr diese Erzählung großes Vergnügen machte.

— Nun weiter, Baron! rief sie. Sie sind bilderreich in Ihrer Erzählung.

— Ohne Zweifel, antwortete der Baron unter einem mißglückten Versuch, zu lachen.

— Wie lange blieben Sie ein stummer Zuschauer dieser rührenden Bilder? fragte die Marquise.

— Um mich zu überzeugen, ob dies ein neues Gemälde unsrer gewöhnlichen Künstler, oder ein Bild sei, das der Teufel geschickt, um in der nächsten Kunst-Ausstellung den Preis über unsre sterblichen Meister zu gewinnen, näherte ich mich endlich der unleugbar schönen Gruppe und machte dadurch einem der interessantesten Dialoge ein Ende.

— Nun?

— Herr Armand Cambon ist ein vollendeter Cavalier, fuhr der Baron fort. Sie werden mir vielleicht nicht Glauben schenken, wenn ich sage, seine Artigkeit sei so weit gegangen, der Herzogin seine Gesellschaft beim Nachhausefahren anzubieten.... Jetzt sagen Sie noch, die Ritterlichkeit sei nur ein Privilegium für Frankreichs Adel, wenn die Blousen darauf

Anspruch haben, an der Seite von Herzoginnen zu fahren?

Die Marquise lachte, daß ihre Augen sich feuchteten, während der Herzog Feuer sprühte.

— Ich kämpfte männlich für die Ehre des Adels, fuhr der Baron fort, und siegte wenigstens für diesmal. . . . Mit einem Worte: mir ward die Gnade, die Herzogin vom Luxembourg nach ihrem Hotel zurück zu führen.

— Und der Arbeiter? fragte die Marquise.

— Er blieb, vermuthlich um den Staub zu küssen, den ihre Füße berührt, und die Nase in die Oelfarbe zu stecken, welche der Palette der Herzogin entfallen.

— Aber während Sie die Herzogin nach Hause begleiteten, fragte die Marquise. Suchten Sie nicht . . .?

— Ihren schönen Lippen eine Erklärung über ihr Verhältniß zu der Blouse zu entlocken? unterbrach sich der Baron. Freilich that ich das. Aber ihr Mund war versiegelt und ihr ganzes Wesen verrieth die vollständigste Geistes-Abwesenheit. . . . Sicher waren ihre Gedanken in der Galerie zurückgeblieben.

Baron St. Bris schloß hier seinen Bericht. Unter der scherzhaften Weise, in welcher er sich ausgedrückt, barg er die Entrüstung, welche in ihm glühte.

— Nun, was denken Sie von all diesem? fragte er mit dem einen Auge auf die Marquise, mit dem andren auf den Herzog.

— Es ist stets meine Ansicht gewesen, antwortete die erstere, daß seit längerer Zeit ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen diesen beiden Personen herrschte und daß aus diesem früher oder später ein Sturm erwachsen kann, der heftig genug, uns Alle zu verderben . . . Was meinen Sie, Herzog von Beaudreuil? setzte sie mit vor Triumph strahlendem Antlitz, sich zu diesem wendend, hinzu.

— Ich glaube, antwortete der Herzog mit dumpfer Stimme; ich glaube, daß St. Bris Recht hatte, als er sagte, daß der Teufel dieses Bild in die Galerie des Luxembourg geschickt, um . . .

— Den Preis zu gewinnen? fiel die Marquise ein. . . . Ja, gewiß! Und er wird ihn gewinnen, wenn wir nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben!

VIII.

Die Gerüchte.

In das tiefste Schwarz gekleidet, ging die Herzogin v. Beaudreuil in ihrem Kabinet auf und ab. Die dunkle Tracht machte ihr Antlitz noch bleicher und die matte Röthe um ihre Augen verrieth, daß sie viel geweint.

Colette, die Kammerjungfer, ebenfalls in schwarzem Kostüm, stand an der Thür zu dem inneren Zimmer; sie trug auf dem einen Arm eine schwarze Sammetmantille, die sie soeben von den Schultern der Herzogin genommen.

— Während Madame's Abwesenheit ist der Herzog hier gewesen und fragte nach Madame! rapportirte Colette.

— Nach mir? fragte Adelaide zerstreut.

— Ja!

— Was wollte der Herzog?

— Er fragte, wohin Madame gefahren seien; ich antwortete, Sie seien nach dem Trauerhause.

Die Herzogin trocknete abermals einige Thränen von ihren Augen und setzte ihren Spaziergang im Zimmer fort.

— Sagte er nichts weiter? fragte sie nach kurzem Schweigen.

— Er fragte, ob Madame ihren Oheim sehr betrauerten. Ich antwortete ihm, Madame seien untröstlich darüber, daß sie Ihren Oheim nicht vor seinem Tode noch gesprochen.

— Und der Herzog?

— Er schien betrübt, sagte aber, dies sei nicht seine Schuld gewesen, sondern die des Arztes, der verboten habe, daß Jemand den Kranken störe.

Die Herzogin nahm auf einer kleinen Causeuse Platz und stützte ihr Haupt auf die Lehne derselben.

— Der Herzog richtete auch noch andere Fragen an mich! fuhr Colette fort.

— Und welche?

— Ich weiß kaum, ob ich dieselben Madame wiederholen darf, denn ....

Warum nicht?

— Es wäre überdies gerade jetzt unpassend, da Madame so aufgeregt ...

— Sprich, Colette!

— Vielleicht erlauben mir Madame ein andermal.

— Was für Fragen that der Herzog an Dich?

— Es war eigentlich nur eine Wiederholung gewisser Gerüchte, die ich schon früher gehört, die mir aber so einfältig erschienen, daß ich es nicht für der Mühe werth hielt, Madame, davon zu sprechen.

— Gerüchte?... Und wen betreffen sie?

— Madame selbst!

— Mich? fragte die Herzogin, den Kopf von dem Kissen hebend.

— Ja, Madame! antwortete Colette mit sichtbarer Entrüstung. Wenn selbst Sie nicht von den bösen Zungen verschont bleiben, die Sie doch so sanft und gut wie ein Engel...

Die Herzogin machte eine Bewegung der Ungeduld.

— Der Herzog fragte mich, ob Sie allein zum Trauerhause gefahren seien, begann endlich Colette.

— Allein!... Und wer sollte mich denn begleiten?

— Als ich ihm antwortete, Sie seien allein gefahren, schüttelte der Herzog den Kopf, als glaube er meinen Worten nicht... Darauf sagte er mit einem mißtrauischen Blick: sind Sie gewiß Colette, daß

der Baron St. Bris die Herzogin nicht begleitet hat?

— Baron St. Bris! rief die Herzogin erstaunt. ... Wie konnte der Herzog auf diesen Gedanken verfallen, daß Baron St. Bris mich begleitet habe?

— Ungefähr so fragte ich auch den Herzog; er aber sagte: Sollten Sie etwa nicht wissen, daß der Baron die Herzogin auf allen Promenaden begleitet?

— Mich auf allen Promenaden begleitet! wiederholte Adelaide.

— Und daß er ihr jeden Vormittag in der Galerie des Luxembourg begegnet? fragte der Herzog weiter.

— Weßhalb sollte er mir in der Galerie des Luxembourg begegnen?

— Auch dies wagte ich den Herzog zu fragen, denn ich konnte nicht ohne Entrüstung einen so unwürdigen Verdacht anhören.

— Und was antwortete er da?

— Er schüttelte abermals den Kopf .... Ich fragte abermals, warum denn die Herzogin dem Baron in der Galerie des Luxembourg begegnen solle, wenn sie ihn nicht einmal zu Hause bei sich empfange.

— Nun? Und der Herzog?

— Er seufzte tief und sagte: Alle Leute behaupten

dies doch! . . . Jetzt, setzte Colette hinzu, erinnerte ich mich, daß ich schon die Bedienten des Herzogs dergleichen Albernheiten hatte plaudern hören.

— Auch sie?

— Dies sagte ich ebenfalls dem Herzoge und bat ihn, doch seine Leute für die Verbreitung so schändlicher und grundloser Gerüchte zu strafen. . . Aber ich habe es auch von andrer Seite gehört! antwortete mir der Herzog.

— Also auch von Andren!

— Ja, so sagte er und wandte sich dann ab, als wolle er seinen Schmerz vor mir verbergen. . . Als ich ihm nun erklärte, ich würde sofort der Herzogin wieder erzählen, was er sowohl wie seine Diener gesprochen, wandte er sich heftig zu mir und sagte: Ich will nicht, daß ein einziges Wort hiervon der Herzogin zu Ohren gebracht werde; ich will nicht, daß sie auf irgend eine Weise beunruhigt werde; ich glaube nicht an alle diese Geschichten, wie Sie sich wohl denken können; ich werde meine Diener bestrafen und selbst die Gerüchte widerlegen, die außerhalb meines Hauses umher getragen werden könnten . . . Als er dies gesagt, steckte er mir einen Louisd'or in die Hand und ging, ehe ich ihm noch das Goldstück zurückgeben konnte, das mir in der Hand brannte. . . . Hiernach

erschien es mir, als habe er sich mein Schweigen erkaufen wollen. Das Benehmen des Herzogs schien mir zugleich verdächtig, sein Seufzer und seine traurige Miene waren nicht natürlich.... Ja, wenn ich es recht bedenke, kommt es mir vor, als wolle er, daß die ganze Welt an die Wahrheit dieser Gerüchte glaube, ohne daß Madame das Geringste davon erfahre... Was seine Absicht ist, mag Gott wissen, aber da es keine gute sein kann, so hielt ich mich für verpflichtet, Madame sogleich davon zu erzählen.

— Du meinst es brav, Colette; ich kenne Deine Ergebenheit für mich, sagte die Herzogin mit Ruhe; aber Du darfst Dich solcher Gerüchte willen auch nicht mehr beunruhigen als ich... Demnach verbiete ich Dir, irgend Jemand ahnen zu lassen, was Du mir eben mitgetheilt... Es ist ebenso sehr unter meiner Würde, auf dergleichen zu horchen, wie es mir nicht geziemt, mich deshalb zu beunruhigen... Hast Du mich verstanden, Colette?

— Ja, Madame! antwortete Colette etwas verstimmt.

Die Herzogin legte die Stirn in die Hand und versank in Nachdenken.

— Ist der Herzog zu Hause? fragte sie nach kurzem Schweigen.

— Ich glaube wohl, Madame!

— Laß den Herzog benachrichtigen, daß ich zurückgekehrt sei und ihn zu sprechen wünsche.

— Sogleich, Madame!

Die Kammerjungfer eilte hinaus.

— Es geht etwas um mich her vor, das ich nicht zu fassen vermag, sagte die Herzogin für sich. Was ich hievon fasse, ist das Gefühl, daß es etwas Düsteres und Unheilvolles ist. . . O mein Gott, mein Gott! . . . . Wenn ich durch meine Nachsicht gegen ein Verbrechen ein andres noch größeres herbeigeführt, so bin ich bestraft, hart bestraft! . . . Wenn dieses unheimliche Bild, das in diesem Augenblicke meine ganze Seele einnimmt, nicht die Geburt meiner aufgescheuchten Einbildung ist, sondern der Schatten einer entsetzlichen Wirklichkeit, der mich, gleich dem Gespenst des Hamlet, zur Rache mahnt, dann . . . dann . . . Ja, ich muß einen Entschluß fassen, und ist er einmal gefaßt, so muß er ohne Zögern ausgeführt werden!

Wenige Minuten später trat der Herzog, wie Adelaide in tiefe Trauer gekleidet, ins Kabinet.

— Ich danke Ihnen Madame, für Ihre Güte, mich sehen zu wollen, begann der Herzog, auf einem Stuhl zunächst der Causeuse Platz nehmend, auf welcher Adelaide saß. Ich suchte Sie bereits, während

Sie ausgefahren, wie Sie vielleicht schon gehört, mein Unglück aber, Sie verfehlt zu haben, ist vollkommen durch das Glück wieder gut gemacht, das mir dieser Augenblick bereitet.

— Haben Sie schon bestimmt, wann mein Oheim begraben werden soll? fragte Adelaide.

Der Herzog blickte seine Gattin ein wenig überrascht an, als habe er eine andre Antwort auf seine artige Anrede erwartet.

— Sie wissen ohne Zweifel, antwortete er, daß jede Leiche achtundvierzig Stunden nach dem Tode begraben werden muß.

— Gewiß. . . Also?

— Uebermorgen, Vormittags um zehn Uhr soll der Todte nach der Madelaine-Kirche geführt werden, vorher aber, um neun Uhr im Hausflur aufgestellt werden, der zu diesem Zweck mit schwarzem von silbernen Franzen und Quasten decorirtem Tuch bekleidet wird.

Zur Aufklärung für den Leser müssen wir hier einschalten, daß man in Frankreich eine oder zwei Stunden vor Abführung einer Leiche nach der Kirche oder dem Friedhofe den Sarg zur allgemeinen Beschauung im Hausflur aufzustellen pflegt. Der Sarg wird geschlossen, ehe er auf den Hausflur gebracht wird;

sehr selten wird die Leiche selbst gezeigt, der man in Frankreich nicht eine so vollständige Toilette giebt, wie bei uns. Ein Hemd, ein Laken, ein bischen Papierspähne erachtet man für hinreichend für die Bewohner des Grabes. und ist auch genug

Im Hausflur ist zugleich ein schwarz bekleideter Altar errichtet, auf welchem, je nach den Umständen, mehr oder weniger Lichte brennen. Jeder Vorbeigehende bleibt stehen, entblößt sein Haupt und berührt mit den Fingerspitzen das Weihwasser, das ihm von einem Kirchendiener gereicht wird.

Die Höflichkeit verfolgt uns in Paris bis in das Grab, oder richtiger gesagt, sie verfolgt den Tod, wo er sich auch zeigen mag.

— Alles ist auf eine Weise angeordnet, wie sie dem Ansehen Ihres Oheims und des Mitgliedes einer so mächtigen Corporation entspricht, erklärte der Herzog.

— Aber, Herzog, mein Oheim starb doch gar zu plötzlich, wandte die Herzogin ein; ich vermuthe wohl mit Recht, daß man nicht alle Vorsichtsmaßregeln beobachtete, wie sie bei dergleichen Fällen üblich.

— Eine halbe Stunde nach dem Hinscheiden stellte sich der Todes-Doktor des Viertels ein, antwortete der Herzog. Nachdem dieser die Leiche gesehen und

x) wie bei uns, der Todschauer – der ein Bader ist –

Kenntniß von der Ursache des Todes genommen, gab er sein gewöhnliches Zeugniß und lieferte dies bei der betreffenden Behörde ab.

In jedem Stadtviertel in Paris, müssen wir hier abermals einschalten, befindet sich nämlich ein sogenannter „Médecin de mort“, der sich nach jedem angemeldeten Todesfall einstellt und dem Distrikts-Vorsteher das Todeszeugniß einhändigt. Ohne ein solches Attest kann der Todte nicht begraben werden. x)

— Aber, bemerkte Adelaide wiederum, diese Vorsichtsmaßregeln gelten ja bei allen Todesfällen. Ich hatte vermuthet, daß meines Oheims Leiche einer Obduction unterzogen werde, wie dies meiner Ansicht nach bei allen so schnellen und unvermutheten Sterbefällen zu geschehen pflegt!

Der Herzog schielte seitwärts zu seiner Gattin hinab; ein leises Zucken bewegte seine Lippen. Dennoch zögerte er mit der Antwort.

— Sie vermuthen ganz richtig, Madame. . . . Auch ich habe hiefür bereits gesorgt. . . . Ihr Oheim soll obducirt werden.

— Und wann?

— Ich denke, morgen Nachmittag!

— Und weßhalb nicht lieber heute?

— Mir blieb heute nicht die Zeit hiezu; ich wollte

doch gern selbst zugegen sein... Haben Sie vielleicht etwas einzuwenden, wenn wir die Sache bis morgen Nachmittag aufschieben?

Die Herzogin schien nachdenkend.

— Nein... O nein! antwortete sie endlich... Also morgen Nachmittag?

— Ja, Madame!

— Um welche Stunde?

— Um fünf Uhr wäre es wohl am passendsten.

— Haben Sie die Aerzte bestimmt, welche zugegen sein sollen?

— Noch nicht!... Doch wenn Sie wünschen, können wir hierüber berathen.... Oder, wollen Sie vielleicht allein die Aerzte bestimmen?.... Welche wünschen Sie?

— Ich habe noch nicht hierüber nachgedacht; wenn Sie mir jedoch die Bestimmung überlassen, so werde ich Ihnen noch vor dem Abend meinen Wunsch mittheilen.

— Wie Sie befehlen!

— Sie erwähnten vorhin, Herzog, daß Sie selbst zugegen sein wollen?

— Ja, Madame!

— Auch ich wünsche dabei zu sein! erklärte die Herzogin.

— Auch Sie? wiederholte der Herzog mit einem abermaligen Seitenblick und wiederholtem Zucken der Lippen.

— Ja, Herzog!

— Und ist es Ihnen denn nicht unangenehm, bei einer derartigen Verrichtung zugegen zu sein? fragte der Herzog.

— Weßhalb sollte mir dies unangenehm sein?

— Ich meinte weil Sie ein Weib ...

Warum sollte der Tod für mich etwas Abschreckendes haben? fragte Adelaide.

— Gewiß nicht! ... Aber ...

— Sie wünschen meine Gegenwart nicht, Herzog?

— Ich wünschte sie allerdings nicht, und zwar um Ihrer selbst willen, Madame. ... Jedoch, wenn Sie bei Ihrem Wunsche beharren werden, so versteht es sich von selbst, daß ich demselben willfahre. ... Sie haben hierin, wie in Allem ihren eigenen Willen! ...

— Ich danke Ihnen hiefür, Herzog!

Ein kurzes beiderseitiges Schweigen trat ein.

— Kann ich Ihnen vielleicht anderweitig zu Diensten sein? fragte endlich der Herzog.

— Für den Augenblick nicht!

— Sie befehlen vielleicht, daß ich mich entferne? fragte Beaudreuil, sich vom Stuhl erhebend.

— Ich habe kein Recht, Ihnen länger zur Last zu sein, antwortete Adelaide, auf diese Weise ihren Gemahl verabschiedend.

Der Herzog verbeugte sich ehrerbietig und wollte gehen.

— Herzog, rief ihm Adelaide nach, werden Sie den Baron St. Bris vielleicht sehen?

Der Herzog wandte sich zurück.

— Es ist möglich, Madame! antwortete er.

— Man sagt, er gehöre zu Ihren täglichen Gästen, fuhr Adelaide fort.

— Allerdings . . . Indeß . . .

— Da er jedoch nicht einer der meinigen ist und es nie werden kann, so bitten Sie den Baron, sich überall aufzuhalten, nur nicht in meiner Nähe.

— Ich verstehe Sie nicht, Herzogin!

— Sie verstehen mich, aber ich verstehe Sie nicht. Indeß, dies beunruhigt mich wenig . . . . Adieu, Herzog!

Der Herzog verbeugte sich abermals und ging.

— Sollte es vielleicht nur ein Werk meiner Phantasie sein? fragte Adelaide sich selbst. . . Wie dem sein möge, ich werde zugegen sein. . . Die Pforte des

Grabes darf sich nicht schließen, ehe Alles diesseits so klar ist, wie es jenseits ist. . . Keine Ungewißheit soll ihre dunklen Blätter in den Kranz flechten, den ich auf das Grab meines armen Oheims lege. . . . O, mein Gott! So stehe ich also einsam hier in der Welt. . . . . Keine Anverwandte, keinen Freund! . . . Keinen Freund? wiederholte sie lächelnd. Ich habe ja meinen Ritter vom Bastillenplatz! . . . Meinen armen und unbemerkten, aber tapferen und treuen Ritter!

Als der Herzog in seine Etage zurückkehrte, fand er den Baron St. Bris, der ihm guter Dinge entgegen kam.

— Sie hier, mein Herr, begann der Herzog.

— Ja, antwortete dieser, und mit vielen Neuigkeiten, von denen eine einzige für uns schon genügt.

— Was meinen Sie hiemit?

— Daß Paris in vollem Aufstand begriffen; daß die Polizei sich vor den Angriffen der Aufrührer zurückgezogen und daß nichts erwünschter sein kann, für den Fall, daß Sie ein gewisses Gerücht zur Wirklichkeit zu machen vorhaben sollten.

— Ja, es ist wirklich hohe Zeit! stöhnte der Herzog, sich die Stirn trocknend. Es ist hohe Zeit, falls nicht ein neues Gerücht sich Bahn brechen soll, das

sich zu dem alten verhält, wie der Seufzer des Abendwindes zur Posaune des jüngsten Gerichts. . . Das erstere schläfert die Lebendigen ein, das letztere aber weckt die Todten auf. . . Ja, St. Bris, der Augenblick ist da, und wenn ein Municipal-Gardist an jeder Straßenecke, ein Polizei-Sergeant an jeder Thür stände! . . . Es ist hohe Zeit!

IX.

Der Nachbar des Spukhauses.

Bruder Bredot bewohnte nach wie vor das kleine Haus, das dem gegenüber belegen, in welchem Armand früher residirte.

Er besaß eine Wohnung von drei kleinen Zimmern, doch war nur das innerste von diesen möblirt, und zwar so dürftig, wie es seinem vorgeblichen Stande geziemte.

Ein Bett, ein Tisch, ein halbes Dutzend Stühle, ein Betstuhl, einige Kruzifixe und einige geistliche Bücher waren seine ganze Einrichtung.

Es war etwa 6 Uhr Nachmittags. Herr Bredot hatte eine gemüthliche Flamme in seinem Kamin und eine brennende Lampe auf dem Tisch, an welchem er saß.

Vor ihm auf dem Tische glänzten ein halbes Dutzend der schönsten Cylinder-Uhren, die er mit dem

Kennerblick eines Uhrmachers prüfte. Inzwischen gab er zugleich einem jungen modern gekleideten Herrn seinen Beifall zu erkennen, der neben ihm saß und eine Geschichte erzählte, die wir betiteln:

Der Uhrmacher und der Morgenrock.

In der Rue Vivienne wohnte ein Uhrmacher, der natürlich mehr Uhren besaß, als er zu seinem eigenen Gebrauch nöthig hatte. Diese Uhren waren so theuer, daß kein Mensch sie kaufen konnte.

Von Morgens bis Abends sammelten sich eine Menge Leute vor seinem Schaufenster, die ihre Zeit damit todt schlugen, zu sehen, wie es an der Zeit sei, und da die eine Uhr vor, die andere nach ging, so wurde natürlich Niemand aus der Zeit klug.

Nirgendwo weiß man weniger genau, wie viel die Uhr ist, als wenn man vor dem Laden eines Uhrmachers steht.

Eines Morgens also trat in diesen schönen Laden ein junger Herr von eleganter Haltung, in den zierlichsten Morgenrock gehüllt.

Der Uhrmacher, etwas erstaunt, einen Kunden im Morgenrock eintreten zu sehen, eilt ihm artig entgegen.

— Mein Herr! ruft der junge Mann im Morgen-

rock, ich wohne im Hause nebenan und saß eben mit meiner Frau am Caffeetisch, als sie mich mit der Nachricht überraschte, daß heute ihr zwanzigster Geburtstag sei... Zwanzig Jahre sind eine Gabe Gottes, aber die Geburtstage sind ein Unglück!

Der Uhrmacher gaffte den Herrn im Morgenrock eine Zeit lang an und begann endlich zu lächeln.

— Gleichzeitig erinnerte mich meine Frau, daß ich ihr schon lange eine hübsche Cylinder-Uhr versprochen, fuhr der Herr im Morgenrock fort. Sie ist oft an Ihrem schönen Laden vorüber gegangen, mein Herr; Sie wohnen für unsere Ruhe viel zu nahe!

— Ah, Sie haben Ihrer Frau Gemahlin eine Cylinder-Uhr versprochen! rief der Uhrmacher erfreut ... Ich meine, man kann nichts Schöneres und Nützlicheres zum Geburtstag schenken! Haben Sie die Güte, umher zu sehen; ich habe ein großes Lager und wenn Ihre Frau Gemahlin nicht auf den Preis sieht ...

— Ach, mein Herr, wann sähe wohl eine Frau auf den Preis! ... Das ist ja das Schicksal der Männer! ... Anfangs weigerte ich mich allerdings, aber ...

— Aber wie kann man einer Gattin etwas so Unentbehrliches wie eine Uhr, eine Cylinderuhr, versagen!

— Sie haben Recht. . . Ein Mann kann seiner Gattin gar nichts versagen, wenn sie zwanzig Jahre alt und er selbst im Morgenrock ist, denn . . . Ich mußte also hinabspringen, wie ich da war, weil sie glaubte, ich könne mit der Toilette auch meine Absichten ändern.

— Ihre Frau Gemahlin dachte sehr klug! versetzte der Uhrmacher mit gesteigerter Artigkeit. Haben Sie die Güte, zu wählen. . . Ich verdiene, aufrichtig gesagt, mehr an den *billigen*, trotzdem würde ich Ihnen zu einer theuren rathen, damit Sie in zehn Jahren nicht abermals in die Nothwendigkeit gerathen, eine neue zu kaufen.

— Ohne Zweifel! Aber Sie wissen auch, mein Herr, daß nichts so schwer ist, als einer Frau irgend etwas zu Dank zu machen. . . . Wenn Sie also Zeit hätten, mich sogleich hinauf zu begleiten und etwa ein halbes Dutzend zu verschiedenen Preisen mit sich zu nehmen, so würden Sie meiner Frau den größten Dienst erweisen . . .

— Jetzt? . . . Sogleich?

— Ja, so lange ich noch im Morgenrock bin, antwortete der scherzhafte Kunde, denn Gott weiß, ob ich nicht wirklich mit dem Frack meine Gesinnung ändre.

Der Frack ist eine Fortification gegen die Gewalt des Pantoffels, die . . .

Der Uhrmacher suchte schnell ein halbes Dutzend Uhren zusammen, jede in einem Etui und mit dem Preise versehen.

— Ich bin augenblicklich allein und darf meinen Laden nicht verlassen, sagte er. . . . Haben Sie die Güte, die Uhren selbst Ihrer Frau Gemahlin zu präsentiren. . . Darf ich inzwischen um ihren Namen bitten?

— Dicat, Advokat! In der zweiten Etage! antwortete der Herr, steckte die Uhren zu sich und entfernte sich.

Der Uhrmacher begleitete ihn höflich bis zur Straße, blieb in seiner Hausthür stehen und verfolgte den Herrn mit den Augen. Dieser trat richtig in das Nebenhaus.

Der Uhrmacher stand eine Zeit lang da, wartete und verwünschte die Unentschlossenheit der Frauen. Endlich ward er unruhig und trat in die Hausthür, durch welche der Herr verschwunden war.

Man denke sich seine Ueberraschung, als er den schönen Morgenrock auf der Treppe liegen sah und vergeblich den Herrn und seine Cylinderuhren suchte.

Jetzt weiß der Uhrmacher ganz genau, was die Glocke geschlagen hat.

— Wie hoch schätzen Sie diese sechs Uhren? wandte sich fragend der Erzähler an Bredot.

— Der Ertrag wird mindestens 1400 Francs sein, antwortete dieser. Sie sind ein Genie, Plichon! Eine Ehre für unsere Brüderschaft!

Der vermeintliche Priester hatte während der Erzählung die Uhren in einen ledernen Beutel gesteckt. Hierauf öffnete er eine Tischlade und zog einen anderen Beutel hervor, dessen Inhalt er auf den Tisch leerte.

Ein Haufen von goldenen Ringen und Brochen glänzten ihm entgegen. Bredot begann jeden einzelnen Gegenstand zu untersuchen.

Ein Probierstein, eine Flasche Scheidewasser, ein paar kleine Waagschalen mit Zubehör, Alles eines Juweliers oder Pfandleihers würdig, standen auf dem Tisch.

— Nun, Plichon? sagte er. Auch dieser Beutel hat vermuthlich seine Geschichte?

— Allerdings! antwortete Plichon und erzählte die Geschichte von dem

Perrückenmacher und dem Blumenbouquet.

In der Rue de Stockholm, im Hause Nr. 4., wohnt Madame Pelion, die vierzigjährige Wittwe dreier

gestorbener Männer, welche die Blumen, die sie auf diese drei Gräber hätte pflanzen können, lieber in ihr Haar steckte.

Madame Pelion hat all ihr Lebtag ganz verzweifelt gern getanzt, und ihre drei Männer waren es, die davon die Lungenschwindsucht an den Hals bekamen.

Wer gern tanzt, ist natürlich oft auf Bällen, und wer viel Bälle besucht, gebraucht viel Schuhe und noch mehr Blumen. Madame Pelion ist daher eine von den besten Kunden der Madame Fürstenhoff, erster Fleuristin in Paris.

Eines Tages, in der vergangenen Woche, wollte Madame Pelion wieder zum Ball gehen. Die Kammerjungfer führte einen jungen und gentilen Perruquier herein, der sich hinter den Sessel der tanzlustigen Madame Pelion stellte.

Er begann sein wichtiges Werk, indem er den Kamm an das dichte schwarze Haar der Madame Pelion legte und artig jede Locke behandelte.

Madame Pelion lächelte dankbar der neben ihr stehenden Kammerjungfer zu, die ihr einen so geschickten und zierlichen Friseur gebracht. Sie lächelte auch im Spiegel dem Bilde des Friseurs selbst zu; ihr Fuß bewegte sich dabei, als träume sie bereits von einer Mazurka.

Endlich sind die dicken Flechten zu einem hohen Korbe mitten in Madame Pelion's Nacken zusammengelegt, die Locken gehörig frisirt, und der Perrückenmacher pflanzt ein großes Bouquet der schönsten Camelien in diesen Haarkorb.

Madame Pelion kann einen Ausruf des Entzückens nicht unterdrücken, denn sie sieht im Spiegel die Camelien aus ihrem Haupte herausragen wie aus einer Porzellanvase. Auch die Kammerjungfer ist außer sich vor Bewunderung, und der Friseur nimmt ein Licht, um bei dem Schein desselben sein Werk besser in Augenschein nehmen zu können.

Da, o weh! faßt durch einen unglücklichen Zufall die Flamme des Lichtes die Camelien und ehe eine menschliche Macht es hindern kann, geht Madame Fürstenhoff's Blumenflor in Flammen auf. Nur mit der größten Mühe gelingt es dem Friseur, das schöne Haar zu retten.

Allgemeine Verzweiflung! Madame Pelion ist nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, und der Friseur liegt flehend zu ihren Füßen!

Die Camelien sind verzehrt; zum Glück aber lebt Madame Fürstenhoff noch und wohnt Rue de Grammont Nr. 8. Die Kammerjungfer erhält den Befehl, sofort neue Camelien zu kaufen, und eilt hinaus.

Madame Pelion und der unglückselige Friseur sind allein. Die erstere wirft einen betrübten Blick auf die Stutzuhr, denn sie hat den ersten Tanz bereits einem Anbeter versprochen, der gegen ihr Vermögen nicht gefühllos ist. Beruhigt wirft sie noch einen Blick in den Spiegel auf das Werk der Zerstörung.

Da sieht sie zu ihrer höchsten Ueberraschung, wie der verhängnißvolle Friseur zur Thür schleicht und den Riegel vorschiebt.

— Mein Herr! ruft sie, sich umwendend. . . . . Was? . . . Wie . .?

— Ach, Madame, ruft der Friseur, zu ihr zurückeilend, ich kann mich nicht länger verstellen!

— Mein Herr! ruft Madame Pelion, rother als ihre Camelien gewesen, was ist ihre Absicht? . . . . Warum verriegeln Sie die Thür? . . .

— Madame, Sie müssen . . .

— Junger Mann! unterbrach ihn Madame Pelion, ihr Antlitz abwendend und den Mund mit beiden Händen bedeckend. Sie wollen meine Einsamkeit mißbrauchen! . . . Sie vergessen, daß . . . . Aber so nehmen Sie doch Vernunft an! . . . Junger Mann, was wollen Sie von mir? setzte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu.

— Was ich will? . . . Ich will nur Ihre Ringe,

Ihr Halsgeschmeide, Ihre Uhr und Ihre Armbänder, mit einem Wort, Alles, was leicht zu transportiren ist, folglich nicht Ihre werthe Person, für welche ich den tiefsten Respect fühle... Sie haben eine Schwäche für den Tanz; gut, tanzen Sie; man bedarf hierzu der Geschmeide nicht; ich hingegen bin ein großer Sammler von dergleichen... Sein Sie also so freundlich, dies Alles abzulegen, ehe die Kammerjungfer zurückkehrt und uns genirt...

— Himmel!

- Schreien Sie nicht, Madame Pelion! warnte der Friseur, ein Messer aus der Tasche ziehend. Es sollte mir außerordentlich schmerzlich sein, wenn ich genöthigt würde, Ihren schönen Hals in irgend einer Weise zu derangiren.

— Ich beschwöre Sie...

— Beschwören Sie nicht, Madame Pelion! antwortet der Friseur, ihr ein Geschmeide nach dem andern abnehmend. Wenn ich auch Friseur bin, verspreche ich Ihnen doch, kein Haar auf Ihrem Haupte zu krümmen.

— Ach! seufzt Madame Pelion zum dritten Mal und sinkt ohnmächtig vom Stuhl.

Der Friseur verschwindet, und Madame Pelion versäumt heute zum ersten Male einen Ball.

— Wie hoch schätzen Sie Madame Pelions Juwelen? fragte der Erzähler seinen Nachbar.

— 5000 Francs dürften dafür zu bekommen sein, antwortete der erfahrene Bredot. Sie haben eine eigenthümliche Geschäftsweise und sollten in Marmor ausgehauen werden. . . . Dieser hier, setzte er, einen dritten Beutel hervorholend, hinzu, ist jedoch viel schwerer, seine Geschichte muß auch inhaltsreicher sein, nicht wahr?

Der lustige Plichon begann seine dritte Geschichte von der

Tänzerin und dem Lakaien.

Am Boulevard des Italiens in einer der schönsten Etagen wohnt Mademoiselle Clary Moulin, schön, glücklich, gefeiert und mit 30,000 Francs jährlicher Renten.

Vor einem Jahre hatte sie das Theater verlassen, dessen Zierde sie gewesen. Herzoge und Lords hatten zu ihren Füßen gelegen und alle Journalisten Frankreichs an ihren Fingerspitzen gehangen.

— Sie braucht nicht mehr zu tanzen, denn außer ihrer jährlichen Rente besitzt sie Juwelen wie Heu. Unrecht aber ist es trotzdem, wenn eine so große Tänzerin der Kunst untreu wird, der sie doch so viel

nützen kann; es ist Unrecht gegen die Gottheit, die ihr doch Glück, Reichthum und Ehre verschafft. Rühmlich ist daher jeder Versuch, sie der Kunst zurück zu geben und sie wieder unter die verlassene Fahne zu bringen.

Eines Vormittags stellt sich bei der schönen, gefeierten Tänzerin ein stattlicher Lakai in lackirten Stiefeln, gelben Casimir-Pantalons, feinem grünen Frack mit fürstlichen gelben Wappenknöpfen und einem Hut mit breiten Goldgallons, ein.

Der fürstliche Lakai präsentirt der schönen Dame ein ungeheueres Blumenbouquet, das einer Prinzessin von Geblüt würdig.

— Wer schickt mir dieses reizende Bouquet? fragt die Tänzerin, indem sie die duftenden Blumen an das schönste griechische Näschen führt.

— Se. Königliche Hoheit! antwortete der Lakai leise und mit einer unterthänigen Verbeugung.

— Se. Königliche Hoheit? . . . Aber wer ist Se. Königliche Hoheit? fragt die frühere Künstlerin, abermals die Blumen an die Nase führend.

— Der hohe Geber wünscht unbekannt zu bleiben, antwortete der Lakai mit geheimnißvoller Miene. Se. Königliche Hoheit wünschten Ihnen einen Beweis Seines Wohlwollens für Ihre Person und Seiner

Hochachtung für Ihr Talent zu geben. Seine Hoheit lassen Sie bitten, um der schönen Blumen willen die schüchternen Thautropfen nicht zu verschmähen, die auf den Blättern ruhen.

Die Tänzerin bohrt ihr ganzes Gesicht in das reiche Bouquet und sieht auf jedem Blatt einen Diamanten ihr entgegenschimmern.

Königinnen und Prinzessinnen giebt man einfache Bouquets, den Tänzerinnen und Sängerinnen jedoch Bouquets mit Diamanten. Der stattliche Lakai wird mit einem entsprechenden Douceur belohnt und entfernt sich mit dem unterthänigsten Danke der Tänzerin.

Acht Tage später steht abermals derselbe Lakai im Vorzimmer der Tänzerin, mit einem neuen Bouquet in der Hand. Die Blumen desselben sind ebenso kostbar wie die vorigen, die Thautropfen jedoch viel zahlreicher.

— Aber mein Gott, das ist zu viel! Zu viel! ruft die Tänzerin entzückt.

— Ach! sagt der Lakai, viel gefühlvoller als man es von einem solchen gewohnt ist; was gäbe ich darum, wenn Se. Hoheit zugegen sein könnte, um Ihre Freude zu sehen über eine Gabe, die er im Verhältniß zu Ihrer Schönheit und Ihrem Talent für so gering hält!

— Aber soll mir denn gar nicht die Ehre vergönnt werden, Sr. Hoheit meine Erkenntlichkeit für so viel Gnade auszudrücken? fragt die Tänzerin, indem sie die Thautropfen in der Sonne glitzern läßt.

— Se. Hoheit besuchen Niemanden, antwortete der Lakai, die Schultern zuckend.

— Niemanden?

— Nein!

— Se. Hoheit sind aus einem fremden Lande?

— Er ist Kronprinz eines der größten Länder Deutschlands.

Die Tänzerin scheint erfreut darüber, nicht mit einem französischen Prinzen zu thun zu haben. Kein Prophet gilt im eigenen Lande.

— Se. Hoheit sind noch jung?

— Eben funfzig Jahre alt.

— Se. Hoheit reisen der Gesundheit halber?

— Der Prinz reist aus Liebe zu den Künsten und Wissenschaften.

Die Tänzerin lächelt. Vielleicht bedeutet dieses Lächeln: Niemand ist so leicht zu betrügen wie 1) ein Kronprinz, 2) ein Mann von funfzig Jahren und 3) ein Liebhaber der Künste und Wissenschaften. Wenn nun also diese Drei sich in einer Person vereinigen, so . . . so . . .

— Se. Hoheit logiren . . .?

— Se. Hoheit wünschen incognito zu bleiben und wohnen nicht in Paris.

— Nicht in Paris?

— Se. Hoheit bewohnen eine Villa in der Nähe der Stadt?

— Etwa in St. Germain?

— Näher!

— In St. Cloud?

— Näher!

— Aber wo denn?

— Es ist mir verboten, dies zu sagen.

— Se. Hoheit nehmen also auch keine Besuche an?

— Ein einziges Mal hat der König von Frankreich ihn besucht.

— Er empfängt wohl nur Könige?

— Ich kenne doch eine Person, die er lieber empfangen würde als alle Könige der Welt!

— Und diese beneidenswerthe Person ist? fragt die Tänzerin, mit dem Bouquet spielend.

— Dieselbe, die so freundlich die Blumen seiner Hoheit entgegennimmt, antwortete der Lakai mit einer tiefen Verbeugung.

— Ich könnte auf den Einfall kommen, mich zu überzeugen, ob Sie die Wahrheit sprechen!

— Dadurch würden Sie Sr. Hoheit eine Freude bereiten, für welche Seine Dankbarkeit unermeßlich?

— Wann glauben Sie also, daß ich Sr. Hoheit meine Aufwartung machen könnte?

— Wie, es wäre also Ihr Ernst, Madame?

— Warum sollt' es nicht mein Ernst sein? Wenn ich nur wüßte, daß Se. Hoheit mit Vergnügen . . .

— Wie können Sie daran zweifeln! . . . Se. Hoheit haben. . . Aber ich weiß nicht, ob ich dies ausplaudern darf.

— Sprechen Sie, ich bitte Sie! ruft die Tänzerin lebhaft.

— Se. Hoheit haben mich verstehen lassen, daß ich, falls Sie ihn besuchen wollten, Sie nach seiner Villa führen solle.

— Und wann?

— Vielleicht würden Sie heut Abend . . .? Wie glücklich werden Se. Hoheit bei der Nachricht sein, daß Sie heut Abend . . .

— Aber wenn ich doch nicht weiß, wo der Prinz wohnt!

— Ich verstehe... Darf ich vielleicht heut Abend um acht Uhr den Wagen Sr. Hoheit vor der Thür halten lassen?

— Ich werde pünktlich um acht Uhr bereit sein! verspricht die Tänzerin mit schlecht versteckter Freude.

— Und Sie werden Se. Hoheit nicht warten lassen?

Die Tänzerin wirft einen Blick verletzten Stolzes auf den Lakaien. Mademoiselle Clary Moulin hat auch Ursach hiezu, denn sie hat noch nie einen Prinzen warten lassen.

— Aber Sie erlauben mir noch eine Bemerkung, Madame?

— Sprechen Sie!

— Se. Hoheit würden sehr betrübt sein, wenn ...

— Se. Hoheit können ganz unbesorgt sein!

— Eine einzige unbedachte Aeußerung zu einer dritten Person und Se. Hoheit würden von Neugierigen überlaufen werden, ja sich hierdurch vielleicht veranlaßt finden, wieder abzureisen . . .

— Ich werde Sr. Hoheit Incognito zu respectiren wissen . . . . Bitten Sie Se. Hoheit, sich auf mein Wort zu verlassen . . . Ich habe noch nie Jemanden verrathen.

— Also pünktlich um acht Uhr? fragt nochmals der Lakai mit tiefer Verbeugung.

— Um acht Uhr!

Der Lakai will gehen, kehrt aber nochmals zurück.

— Madame, sagt er zurückhaltend, ich weiß nicht, ob ichs wagen darf . . .

— Sie wünschen?

— Es dürfte kindisch erscheinen . . . Se. Hoheit wissen, daß Sie von dem Könige von ** ein Halsgeschmeide und von dem Kaiser von *** ein Diadem zum Geschenk erhalten . . .

— Allerdings! Und das wissen Se. Hoheit? fragt die Tänzerin lächelnd.

— Auch Se. Hoheit haben die Idee . . . Aber Sie könnten mich verrathen?

— Ihr Mißtrauen verletzt mich, mein Herr! . . . Was haben Se. Hoheit für eine Idee?

— Ihnen ebenfalls einen Schmuck zu übergeben, aber . . . aber Se. Hoheit, obgleich bis jetzt weder König noch Kaiser, möchte Ihnen kein geringeres Präsent machen als . . .

— Se. Hoheit wollen mich also erdrücken durch so viel Gnade! ruft Clary Moulin mit Thränen in den Augen.

— Se. Hoheit kennen weder das Halsgeschmeide noch das Diadem . . .

— Wohlan, so werde ich heute Abend mit beiden erscheinen!

— Aber um des Himmels willen, kein Wort davon gegen Se. Hoheit!

Die Tänzerin schaut verwundert den Lakaien an.

— Ich werde Sr. Hoheit nur zuflüstern: Clary Moulin kommt heut Abend! fährt der Bediente fort und belohnt für seine Artigkeit durch ein neues Lächeln und ein großes Goldstück entfernt sich der Bediente.

Endlich ist der Abend gekommen. Um acht Uhr steht der vornehme Lakai zum dritten Male im Vorgemach der Tänzerin.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß ihre schwarze Sammetrobe von Gold und Diamanten blitzt. Die schöne Clary Moulin hat sich mit einem ganzen Firmament von Sternen umgeben, am kostbarsten aber strahlen doch der königliche Halsschmuck und das kaiserliche Diadem.

Der stattliche Lakai, obgleich an den Glanz der Höfe gewöhnt, stutzt doch vor so viel Schönheit zurück, denn er hat sich keine Idee von solch königlicher Freigebigkeit gemacht.

Er weiß nicht, daß die kluge Tänzerin am Mittage sowohl den Halsschmuck als das Diadem durch einen Juwelier um eine Anzahl Diamanten hat verschönern lassen, entweder um zu prahlen oder aber es Sr. Ho-

heit so schwer als möglich zu machen, diesen Glanz noch zu übertreffen.

Clary Moulin umhüllte jetzt ihr Sternenfirmament mit einer Wolke von echtem Zobel und folgte ihrem Trabanten in den vor der Thür haltenden Wagen, der in der That einer Königin der Nacht oder einer Tänzerin (was dasselbe sagen will) sehr würdig ist.

Der Wagen schließt sich hinter der Göttin und fort geht es durch Straßen und Plätze, durch Barrièren und Fortificationen.

Nach etwa halbstündiger schleuniger Fahrt hält der Wagen. Der stattliche Lakai öffnet die Thür desselben.

— Belieben Madame auszusteigen, fragt er höflich.

— Sind wir da? flüstert die Schöne, deren kleiner Fuß schon vor Ungeduld zittert . . . Aber ich sehe ja die Villa Sr. Hoheit nicht?

Sie hat inzwischen den Wagen verlassen und merkt wohl, daß ihr Fuß einen Rasenplatz berührt, sie sieht aber nichts als entlaubte Büsche und Bäume, über welchen der Himmel seinen schwarzen Dom wölbt.

— Sr. Hoheit Villa ist ganz in der Nähe! antwortet der Lakai; aber ich habe etwas Wichtiges vergessen. Se. Hoheit wünschen nämlich, Sie in einer

Ihrer Rollen zu sehen, in welcher Sie die Welt bezaubern.

— Aber mein Gott, wie so das? fragt die Tänzerin, besorgt umherschauend.

— Es würde Sr. Hoheit unendliches Vergnügen bereiten, wenn Sie bei Ihrem ersten Zusammentreffen sich ihm als Sylphide präsentirten.

— Als Sylphide? ruft die Tänzerin immer unruhiger. Aber bedenken Sie doch, mein Herr, daß ... Und warum sagten Sie denn das nicht, ehe wir abfuhren? ... Sie sehen doch ein, daß dies jetzt unmöglich ...

— Für Clary Moulin ist nichts unmöglich, fällt der Bediente ein. Sie müssen sich Sr. Hoheit als Sylphide zeigen, denn dies war sein ausdrücklicher Befehl ... Als luftige, fliegende Sylphide! ... Paupin! setzte er hinzu; kommen Sie und helfen Sie der Sylphide den Zobelpelz abnehmen .... Eine Sylphide im Pelz ... unerhört!

Der Kutscher sprang herab, zog ein Messer aus der Tasche und zerschnitt das Band, welches den Pelz über den schönen Schultern hielt.

— Verrath! Hülfe, Hülfe! schreit die Tänzerin, die sich jetzt ihrer Lage bewußt wird.

— Still, Sie vergessen Ihre Rolle! ruft der Lakai.

Eine Tänzerin ist flink, aber auch stumm wie ein Fisch ... Kein Wort, schöne Clary, sofern Sie nicht morgen unter einem Marmordach auf dem Kirchhof Père-Lachaise wohnen wollen!

— Man mordet mich! Zu Hülfe! jammert die arme Clary.

— Nein, man giebt Sie nur der Kunst zurück, die Sie so treulos verlassen! antwortet der Lakai, indem er ihr einen Schmuck nach dem andern abpflückt.

— Meine Juwelen! Meine Juwelen! klagt die Tänzerin.

— Gehören nicht zur Rolle! erklärt der Stattliche. Schönheit und Unsterblichkeit sind die Juwelen der Sylphide ... Welch ein herrliches Diadem! ... Und dieser Halsschmuck! ... Sie behalten aber Ihre schönsten Juwelen, Ihre wunderbaren blitzenden Augen, reizende Clary!

Wirklich sind diese auch das einzige Blitzende, was der armen Clary verbleibt. Alles Uebrige ist schnell in den weiten Taschen des Lakaien verschwunden. Verzweifelt ringt sie ihre nackten Hände.

— Sie beginnen zu früh, schöne Künstlerin! erinnert der Lakai; erst wenn Sie Ihren Schleier verloren, geräth die Sylphide in Verzweiflung. Eine Sylphide in schwarzem Sammet! Hat man so et=

was erlebt! . . . Bitte, verhalten Sie sich still, während ich . . .

— Großer Gott, man will mir doch nicht auch . . .

— Diese schwere Sammetschleppe nehmen, die Ihre Bewegungen hindert, allerdings! . . . Frei müssen die Grazien sein! . . . Mein Gott, wie eng Sie geschnürt sind; Sie müssen ja ersticken! . . . Endlich! . . . Paupin, legen Sie den Sammetmantel in den Wagen; jetzt erst ist die Sylphide frei . . . Welch göttliche Arme Sie haben! . . . Jetzt erst begreife ich, daß Sie die ganze Welt umarmen konnten!

— Zum Teufel ich höre Lärm auf der Landstraße! rief Paupin's Baßstimme vom Wagen herab.

— Schnell fort, rief auch der Lakai und sprang in den Wagen, der pfeilschnell davon jagte.

Clary Moulin, weiß wie ein Gespenst der Nacht und mit aufgelöstem, um ihre Schulter flatterndem Haar, eilt mit ausgestreckten Armen der Richtung zu, in welcher sie das Geräusch hört. Ein feiner Staubregen streut zu den Füßen der Sylphide seine himmlischen, aber anspruchslosen Perlen aus. Wenige Sekunden später ist Alles wieder still.

— Hundert und fünf tausend Francs, nur in Steinen! rief Bredot, der jetzt seine Arbeit mit dem

dritten Beutel beendet, fast zu Thränen gerührt. Sie sind ein Goldmensch, Plichon! setzte er hinzu, während er in Plichon's ausgestreckte Hand zwei Rollen mit Goldstücken legte.

— Entweder meine Hand ist stärker geworden, seit ich zum letzten Mal hier war, oder dies sind weniger als dreitausend Francs, sagte Plichon, die Rollen wiegend.

— Es sind auch nur zweitausend, antwortete Bredot.

— Zwei tausend für hundert und elf tausend! seufzte Plichon.

— Aber bedenken Sie, wandte Bredot ein, daß Sie dieselben nach Belieben vervielfachen können, während ich diese hunderttausend nur mit der höchsten Gefahr in baares Geld umsetze.

— Gut, ich will für heute zufrieden sein! sagte Plichon, sich erhebend.

— Sie wollen gehen, Plichon?

— Ja, es giebt vollauf zu thun in den Straßen, ganz Paris ist in Aufregung.

— Hüten Sie sich nur, in Zukunft nicht wieder ein Terzerol anstatt eine Börse in fremden Taschen zu attrapiren, wie damals auf dem Vendome-Platz! . . . Apropos, ist Ihnen der junge Arbeiter, mein früherer Nachbar, nicht wieder begegnet? Er soll sich wieder gezeigt haben.

— Ich sehe dergleichen Volk kaum noch an; ich gehe nur mit den höhern Kreisen um.

— So lassen Sie künftighin auch die Taschen solcher Leute in Ruhe.

— Das geschah nur des Handgriffs wegen, um nicht aus der Uebung zu kommen. Ein Soldat muß ja auch oft laden und mit losem Pulver schießen, um das Laden nicht zu verlernen.

— Ich wollte nur damit sagen, daß Sie solche Kindereien unterlassen sollen, die uns früher oder später ins Verderben bringen müssen.

— Sie bezweifeln meine Geschicklichkeit? . . . Ich fühle mich glücklich, Sie vom Gegentheil überzeugen zu können.

— Wie so?

— Ehe Sie den dritten Beutel schlossen, versteckten Sie unbemerkt in einer Ihrer innersten Taschen einen Ring mit einem Diamanten, der größer ist als alle übrigen . . . Sie scheinen die großen Diamanten zu lieben?

Bredot fuhr sich betroffen nach der Tasche.

— Bemühen Sie sich nicht, hier ist er! sagte Plichon ironisch lachend.

Plichon verbeugte sich zugleich sehr höflich; Bredot, etwas verlegen, ergriff das Licht und leuchtete seinem

Consorten hinaus. Wieder zurückgekehrt, nahm er die auf dem Tisch liegenden drei Beutel und näherte sich dem Kamin. Hier faßte er eine Zange und schob die Asche mit den glühenden Kohlen bei Seite. Dann hob er einen Stein aus dem Kamin und ließ die drei Beutel in dem unter dem Stein befindlichen hohlen Raum verschwinden.

Eben noch beschäftigt, die Asche wieder an ihren Platz zu schieben, hörte er eine Glocke im Vorderzimmer. Aufmerksam lauschte er auf dieselbe, nahm abermals das Licht, trat hinaus und kehrte, vom Baron St. Bris gefolgt, in sein Arbeitszimmer zurück. Der Letztere warf sich, ohne den Mantel abzulegen, in einen Stuhl.

— Sie kommen zu Fuß, Herr Baron?

— Nein; ich ließ mein Cabriolet an der Ecke halten und nach Hause fahren ... Es ist augenblicklich nicht sehr rathsam, in Cabriolets zu fahren.

— Es fängt also an, ernsthaft zu werden? fragte Bredot heiter.

— Paris sieht wenigstens sehr ernst aus und das hat, wie Sie wissen, stets etwas zu bedeuten ... Apropos, wie steht es mit unserer Angelegenheit?

— Ich werde thun, was ich vermag!

— Gut, so überlasse ich die Sache ganz Ihrer

Geschicklichkeit ... Haben Sie inzwischen nicht die Spur des Arbeiters gefunden?

— Ich habe meine Leute nach allen Richtungen ausgeschickt.

— Es ist nothwendig, ihn zu finden, vielleicht ist es sogar das Allernothwendigste.

— Ich weiß es.

— Zwanzigtausend Francs für den ersten Dolchstoß, der sein Herz trifft!

— Mein früherer Nachbar ist also mehr werth, als er jemals geahnt hat.

— Haben Sie Flauret heute gesehen?

— Unsern berühmten Doctor Levisière? Ja, er war vor einigen Stunden hier.

— War er zufrieden?

— Er schien heute ganz zufrieden zu sein.

— Aber morgen ist er es vielleicht nicht?

— Flauret's Laune ist sehr veränderlich und seine Zufriedenheit ist selten von langer Dauer.

— So ist es vielleicht nothwendig, seine Laune gleichmäßiger und seine Zufriedenheit von ewiger Dauer zu machen!

— Unsere Gedanken stimmen ganz überein! sagte Bredot mit widrigem Grinsen ... Inzwischen ist aber

unser edler Herzog ein sehr reicher Mann! setzte er nach einer Pause hinzu.

— Ja, und unser edler Herzog soll mit sich theilen.

— Und unsere bezaubernde Marquise?

— Sancta Eulalia hat augenblicklich den sogenannten Abbé St. Romme und das ganze Collegium bei sich . . .

Die Unterhaltung wurde durch viermaliges Ziehen an der Glocke unterbrochen.

— Einer von den Unsern! sagte Bredot, sich erhebend.

Baron St. Bris nahm eine schwarze Sammetmaske hervor, die er bisher unter dem Mantel versteckt, und legte dieselbe vor das Gesicht.

X.

Der blaue Mann.

In der niedern Parterre-Wohnung eines Hauses in der Rue de la Paix, einer der schönsten in der Nähe des Vendome-Platzes und des Boulevards belegenen Straße wohnte und wohnt vielleicht noch heute ein alter Mann, der seit langer Zeit in Paris unter dem Namen „der blaue Mann" bekannt war und diese Bezeichnung dadurch sich erworben hatte, daß man ihn seit Menschengedenken nur in einem hellblauen Rock, gleichfarbigem Pantalon und Mütze gesehen hatte.

Niemand wußte ihn mit einem andern Namen zu bezeichnen, ja, wenn er von sich selbst sprach (was sehr selten geschah), so titulirte er sich selbst der blaue Mann.

Was er war, was für einen Stand oder Gewerbe er in der Gesellschaft inne gehabt, davon war nichts bekannt. Was man aber allgemein wußte, war, daß

der blaue Mann während einer Reihe von vierzig Jahren tagtäglich die am dichtesten und namentlich von der Armuth bewohnten Stadtviertel durchstreifte und an alle ihm begegnenden Bedürftigen Almosen austheilte.

Nicht genug hiermit: er stieg auch die dunkelsten und steilsten Treppen hinauf, um der Noth zu helfen, die nicht Kraft genug besaß, auf die Straße herab zu steigen und sich der Welt zu zeigen.

Er begann seine Wanderungen zeitig des Morgens und kam erst spät in der Nacht zurück. Er war in steter Bewegung für Andere; nie aber hatte man gesehen, daß er einem Vergnügen, einem Schauspiele oder einem Volksfeste beigewohnt.

Durch langjährige Erfahrung hatte er sich gelehrt, die wahre Noth von der geheuchelten zu unterscheiden, er wußte also besser in den verschiedenen Volksvierteln Bescheid als die Polizeikommissarien mit allen ihren Beamten.

Auf diese Weise hatte er es 40 Jahre hindurch getrieben; sein Haar war inzwischen weiß geworden und lag wie ein Silberkranz um seinen nackten Scheitel. Seine kurzen Beine jedoch schienen vom Alter noch nicht gelitten zu haben. Sein Rücken hatte sich vielleicht in den letzten zehn Jahren ein wenig gekrümmt,

aber trotzdem trug er sein Haupt noch eben so gerade wie in seiner Jugend, und der Blick, welchen er zum Himmel richtete, glänzte von jugendlichem Feuer. Sein Antlitz hatte manche Falte, aber wenn er lächelte, verschwanden dieselben, und er lachte oft, denn er sprach viel mit sich selbst, und immer lächelnd.

Was er sprach, wußte man nicht, aber es mußte etwas Gutes sein, nach seinem Lächeln zu urtheilen. Man sagte, daß er weder Verwandte, noch nähere Bekannte habe, daß ihn Niemand besuche, daß er sich sogar auf der Straße nie in Jemandes Gesellschaft zeige. Niemand gehört dem blauen Mann, obgleich er selbst der ganzen Welt angehört.

Man hatte berechnet, daß der blaue Mann täglich eine anständige Summe für Almosen ausgebe, aber Niemand wußte, woher er das Geld nahm, weil er nie einer philantropischen oder Wohlthätigkeits-Gesellschaft, weder im In- noch im Auslande angehört; man vermuthete, daß er in seiner Jugend ein großes Kapital geerbt habe.

Die Abergläubigen meinten, er stehe in Verbindung mit unsichtbaren Mächten, guten oder bösen, Niemand aber wagte zu behaupten, daß er ihm jemals einen Pakt mit Blut oder rother Dinte habe unterschreiben müssen.

Der blaue Mann hatte nie ein anderes Lokal inne gehabt, als die Parterrewohnung in der Rue de la Paix. Gewiß hätte man ihn gern aus dieser Wohnung verdrängt, um dieselbe in einen Laden umzuwandeln, aber wie oft auch das Haus inzwischen den Wirth gewechselt, der blaue Mann ließ sich nicht fortbringen. Da die Besitzer ihn auf Grund eines alten Contractes nicht los werden konnten, so suchten sie ihn durch Steigerung des Miethzinses zu verjagen, und namentlich zwei Wirthe hatten sich gegen ihn einer schändlichen Prellerei schuldig gemacht. Aber man erzählte auch, daß der Eine kurze Zeit darauf Bankerott gemacht und der Andere eines Morgens an einem Fensterkreuz gefunden worden, an welchem er sich erhenkt.

Die späteren Besitzer des Hauses mochten dies vielleicht als eine gerechte Strafe Gottes angesehen haben, und um sich den Segen des Himmels zu sichern, hatten sie die Miethe wieder herabgesetzt. Seitdem hatte man weder von Bankerott noch Erhenkungen gehört.

Daß den blauen Mann Niemand besuchte, war wohl sehr natürlich, denn da er schon sehr zeitig ausging, blieben seine Fensterladen den ganzen Tag hindurch geschlossen, und sein Stubenschlüssel befand sich stets in seiner Tasche.

Der blaue Mann besaß nicht einmal eine Magd,

einen Diener oder eine Aufwärterin, welche Visitenkarten hätte in Empfang nehmen können, falls Jemand geneigt gewesen wäre, eine solche bei ihm abzugeben.

Neugierige, die gern hatten sehen wollen, wie dieser Mann, der doch reich sein mußte, sich ohne alle Dienerschaft behelfen könne, hatten zeitig ihr Bett verlassen, um an dem niederen Parterrefenster vorbei zu gehen. Sie hatten dies Fenster offen gefunden und den blauen Mann gesehen, wie er beschäftigt war, sein Bett zu machen und seine Stube zu reinigen.

Trotz all ihrer Neugierde hatten sie in dem Zimmer an Meublement nichts als das dürftige Bett, einen einfachen Stuhl und einen Tisch bemerken können, auf welchem letzteren ein halbes Dutzend Bücher mit häßlichen, vom Alter vergilbten Pergamentdeckeln lag.

Ein einziges Möbel war jedoch noch erwähnenswerth, nämlich ein etwa drei Fuß hoher Stein in Form eines Altars, der an der Wand stand. Aber auch dieser Altar hatte keinerlei Schmuck, nicht einmal ein Crucifix. Was konnte ein solcher Altar bedeuten?

Niemand hatte den blauen Mann in der Kirche gesehen, Niemand gehört, daß er vor irgend einem

Priester gebeichtet. Wenn also der blaue Mann keine Gottesfurcht besaß, wozu dieser Altar?

Trotz alledem und all dem Gerede und Mißtrauen der Nachbarn brauchte der blaue Mann sich nur in irgend einem Volksviertel zu zeigen, so rief man überall: Seht, da ist der blaue Mann! und Aller Häupter entblößen sich vor ihm, Aller Blicke folgten ihm und Thränen der Dankbarkeit glänzten auf dem Wege des blauen Mannes. Er aber wendet sich nie zurück, um sich an ihnen zu freuen oder auf sie stolz zu sein.

Die Regierung, entzückt über einen Mann, der so uneigennützig nicht nur die Armen ernährte, sondern sie auch zur Geduld und zum Frieden ermahnte, schlug den blauen Mann im Jahre 1840 zum Ritter der Ehrenlegion.

Der Tag aber, an welchem er zum Ritter ernannt ward, war für den blauen Mann ein Tag des Kummers.

Anfangs weigerte er sich, den Orden anzunehmen, man sagte im aber, das sei nothwendig um des Beispiels willen. Wenn nur, so calculirte man, sich erst ein Ordensband im Volksviertel zeigte, so kommen noch mehrere hinterdrein, und je mehr Ordensbänder, desto mehr Almosen.

So sagte man, und dies hatte in der That seine

Wirkung. Er heftete also Band und Stern an den blauen Rock, und begann, so ausgerüstet, seine Wanderung.

Auf den Boulevards lachte man nicht mehr über ihn wie über eine possierliche Figur. Wenn er in die Volksquartiere kam, umgab ihn eine Menge von Leuten, von denen Einige ihm zu dieser Ehre gratulirten, während Andere ihr Mißvergnügen darüber aussprachen, daß man ihn nicht, anstatt zum einfachen Ritter, zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Die Meisten jedoch murmelten, der Stern werde bald alle die schönen Almosen aufessen.

Der blaue Mann grämte sich bald, daß der Stern so wenig Segen bringe; aber er trug ihn doch geduldig drei Monate lang, immer erwartend, daß sich noch andre Sterne an dem dunklen Horizonte des Volkslebens offenbaren würden.

Er wartete vergebens. Nur des Himmels Sterne leuchten im Dunkel, die der Erde haben die Natur der Planeten und können nur leuchten, wenn sie sich gegen die Sonne wenden, von der sie ihren Glanz erhalten.

Nach Verlauf dieser drei Monate legte der blaue Mann die Ehrenlegion ab und man behauptet, daß er dieselbe in Almosen verwandelt habe.

Gegen Abend also saß der blaue Mann an dem geöffneten Parterrefenster seiner Wohnung. Seit lange hatte man ihn nicht um diese Zeit schon zu Hause gesehen und er selbst schien auch keineswegs damit zufrieden zu sein. Er war bleich, gedankenvoll starrte er in die immer dunkler werdende, leere Straße.

— Ein verlorener Tag! murmelte er vor sich hin. . . Ein für immer verlorener Tag! . . . Niemand im Faubourg du Temple, Niemand im Faubourg St. Antoine hat seinen alten Freund auch nur ansehen wollen! . . . Man kennt ihn nicht mehr, man hört ihn nicht mehr, man stößt seine Hand zurück. . . Ich habe meine Kinder, meine Freunde verloren! . . . Meine Kinder sind Hyänen, meine Freunde sind Tiger geworden! . . . Sie wenden sich gegen mich; sie haben mein Blut geschont, aber mein Herz zerrissen!

Der blaue Mann barg sein Antlitz in den Händen. Er trauerte darüber, daß Niemand heute von seinem Almosen hatte wissen wollen.

Plötzlich störte ihn das Geräusch eines Wagens aus seiner Trauer, er schaute zum Fenster hinaus und sah einen geschlossenen Wagen vor dem Nebenhause

halten. Sich weiter nicht um denselben kümmernd, sank er wieder zurück.

— Es wird wie 1830! seufzte er. Blut wird in den Straßen fließen, Häuser werden in Flammen aufgehen, Kinder werden vaterlos und die Weiber werden Wittwen werden. . . Wittwen und Waisen! wiederholte er; o, ich werde viel zu thun bekommen!

Eine ganz in der Nähe seines Fensters gepflogene halblaute Unterhaltung störte ihn aus seinen Betrachtungen. Er lauschte.

— Flauret! hörte er leise rufen.

— Ja, Monseigneur!

— Hast Du Ordre bekommen?

— Ja!

— Du fährst erst über den Vendome-Platz und gerade aus zur Rivolistraße.

— Ich weiß schon!

— Du fährst die Rivolistraße entlang, bis Du an dem nördlichen Flügel des Tuilerien-Palastes vorbeikommst.

— Ja!

— Dann biegst Du rechts zum Caroussel-Platz ein.

— Zu Befehl!

— Fährst durch den südlichen Flügel des Schlos-

ses, und wenn Du auf dem Quai des Louvre bist, fährst Du über den Pont National.

— Ich verstehe!

— Diesen Weg fährst Du wie gewöhnlich, bist Du aber über die Brücke, so sputest Du Dich.

— Soll geschehen!

— Fährst so rasch wie möglich und wählst den nächsten Weg zur Straße St. Etienne. Dort hältst Du an.

— Soll ich vor's Haus fahren?

— Du bleibst an der Ecke der Rue des Fossées und der Straße St. Etienne. Dort erwartest Du weitere Ordre.

— Vom Baron?

— Ja, vom Baron!

Du vergißt nichts von dem, was ich Dir gesagt?

— Nein, Monseigneur!

— Gut! Wenn Alles gelingt, so ist Deine Zukunft gesichert.

— Es wird gelingen, Monseigneur!

Das Gespräch hörte auf. Der blaue Mann hörte eine Hausthür öffnen und schließen. Es ward wieder still in der Straße.

— Flauret! murmelte der blaue Mann. Sein Name!... Es war auch seine Stimme!... Kann

er es gewesen sein, der in der stolzen Livrée auf dem Kutscherbock saß? . . . Aber mit wem sprach er? . . . Wer war der Monseigneur? . . . Was kann eine so vornehme Person mit Flauret zu schaffen haben?

Der blaue Mann versank abermals in Nachdenken.

XI.

Viel für einen verlorenen Tag.

Es war gegen 7 Uhr, als ein junges Paar, Arm in Arm vom Boulevard in die Rue de la Paix einbog.

Wir erkennen in ihnen Felix und Colette, die beide im angelegentlichsten Gespräch begriffen waren, denn es handelte sich zwischen Beiden um nichts Geringeres als um ihre Hochzeit.

— Du hast also der Herzogin schon davon gesagt, liebe Colette? fragte Felix.

— Ich habe ihr davon gesagt und sie hat mir eine tüchtige Aussteuer versprochen, lieber Felix! antwortete Colette. Du glaubst mir vielleicht nicht, wenn ich Dir sage, daß sie uns dreißigtausend Francs zu unserer Einrichtung geben will.

— Dreißigtausend Francs! rief Felix, indem er ganz erstaunt stehen blieb.

— Außerdem hat sie versprochen, uns auch fernerhin nützlich zu sein, wenn wir ihrer bedürfen.

— Sie hält also doch viel von Dir, die gute Herzogin!

— Ich meine auch, sie hätte Ursach, mit mir zufrieden zu sein! . . . Aber mir scheint dabei doch, als wenn sie nicht ganz allein um meinetwegen so viel Geld hergäbe.

— Und für wen sonst?

— Die Herzogin setzt großen Werth auf Deinen vortrefflichen Cousin, Felix!

— Auf Armand?

— Auf denselben! . . . Ich weiß nicht, was für Dienste Dein Cousin der Herzogin hat leisten können, als sie aber hörte, daß ich mich mit einem so nahen Verwandten desselben verheirathen werde, da ward sie heiterer als ich sie seit lange gesehen. . . Ich glaube, wenn ich hunderttausend Francs von ihr begehrt hätte, sie würde mir so viel gegeben haben!

— Das ist brav von ihr! . . . . Wir sind also reich, Colette!

— Aber wir müssen doch anfangen, als wären wir arm! bemerkte die verständige Französin, denn nur auf diese Weise können wir wirklich reich werden und der Zeit entgegen sehen, wo ich alle Abende

ins Theater gehen und Du Deine Cigarre zu vier Sous rauchen kannst.

Unter diesem Geplauder näherten sie sich dem Hause der Herzogin. Als sie vor der Thür desselben standen, hörte sie Geräusch drinnen und einer der Diener, der sie entdeckt hatte, sprang eilig auf Colette zu.

— Ach, welch ein Unglück! Welch ein entsetzliches Unglück! jammerte er.

— Ein Unglück? . . . Was ist passirt?

— Die Herzogin . . .

— Was ist mit der Herzogin? rief Colette erschreckt.

— Sie ist fort gefahren . . .

— Nun? . . . . Sie wollte ja am Nachmittag ausfahren!

— Aber Sie ist entflohen!

— Die Herzogin?

— Ja, entflohen mit dem Baron!

— Mit welchem Baron?

— St. Bris!

Colette mußte sich auf Felix Arm stützen, um nicht zu Boden zu sinken.

— Das ist unmöglich! rief sie endlich. Ich sage Ihnen, es ist unmöglich!

— Aber es ist doch wahr! bezeugte einer der

Diener des Herzogs herzutretend. Die Herzogin wollte, wie sie vorgab, um 4 Uhr nach dem Trauerhause fahren, und dies geschah auch . . . Eine Stunde darauf erhielt der Herzog einen Brief . . .

— Von der Herzogin?

— Nein, vom Baron St. Bris!

— Und in diesem Brief? . . .

— Und in diesem Briefe, welchen der Herzog, fast wahnsinnig vor Schmerz und Wuth, uns Allen, vorlas . . .

— Nun? Und was las der Herzog vor? rief Colette in namenloser Bestürzung.

— Der Baron zeigte ihm ganz einfach an, daß er und die Herzogin, die nicht ohne einander existiren könnten . . .

— Die nicht ohne einander existiren können! wiederholte Colette. Der Baron und die Herzogin! ... Das ist eine schändliche Lüge! . . . . Eine Lüge, so schwarz wie die Nacht!

— Aber so steht es doch in dem Briefe des Barons!

— So? Und was steht denn weiter darin?

— Wer kann das Alles im Gedächtniß behalten! Es war Alles recht artig geschrieben und auch ein Gruß von der Herzogin . . .

— Schändlich! rief Colette. Und wohin sollen sie sich begeben haben?

— Das hüteten sie sich wohl zu sagen, meinte der Bediente.

— Aber die Herzogin . . . hat sie nichts geschrieben? fragte Colette.

— Das weiß man nicht. .. Es ist wohl möglich, daß sie früher oder später dem armen Herzog einige Trostesworte schreiben wird, denn sie war ja ein solcher Engel an Güte, Ihre schöne Herzogin! setzte der Diener ironisch hinzu.

— Ein schöner Engel! warf ein andrer Lakai ein . . . Aber ich ahnte wohl, daß es so enden werde! . . . . Der Baron umflatterte sie ja überall wie ein Schmetterling die Blume!

— Das ist eine schändliche Intrigue! Das geht nimmermehr mit rechten Dingen zu! rief Colette.

— Nein, das thut es auch nicht, sagte der Bediente; ich für meinen Theil hab' es wenigstens nicht auf dem Gewissen, daß ich sah und die Augen schloß, daß ich hörte und doch schwieg.

— Und was haben Sie gesehen und gehört?

— Das Verhältniß der Herzogin zu dem Baron! Ich warnte den Herzog, aber er war ja taub gegen meine Warnungen.

— Aber ich, die ich täglich bei ihr war, habe doch nichts gesehen und gehört! erklärte Colette mit Entschiedenheit.

— Ach, die Frauenzimmer sehen und hören auf ihre Weise! . . . . Wenn es sich um eine Liebesgeschichte handelt, haben sie ganz eigenthümliche Augen und Ohren! . . . . Ich wette darauf, Mademoiselle Colette, daß Sie mehr als ein Liebesbriefchen von der Herzogin zu dem Baron getragen und um nicht mit leeren Händen zurück zu kehren, manchen Louisd'or in die Tasche gesteckt haben.

— Verläumder! rief Colette, zitternd vor Aufregung.

— Mein Herr! mischte sich Felix in das Gespräch; es könnte mir einfallen, Ihnen für ewig den warnenden Mund zu schließen, wenn Sie ihn nicht freiwillig halten.

Die Bedienten antworteten mit einer Lachsalve.

Der Lyoneser riß sich von Colette's Arm los, um seinen Einfall unverzüglich ins Werk zu setzen.

— Felix! bat Colette, sich aus Leibeskräften an ihn klammernd. Felix, keine Uebereilung! Es giebt Beleidigungen, die zu rächen unter unsrer Würde ist! . . . O, meine arme Herzogin!

Man hörte eine Glocke lärmen.

— Der Herzog! riefen die Bedienten, sich eilig aus der Hausthür zurückziehend und verschwindend.

— Wollen denn Mademoiselle Colette nicht eintreten? fragte der Portier.

Colette antwortete nicht. An Felix' Arm hangend, schien sie taub für Alles umher.

— Sie lieben die Abendluft, Mademoiselle! . . . Meinetwegen, sagte der Portier. Sehen Sie sich nur vor, daß Sie nicht von der Patrouille entführt werden, was noch schlimmer ist, als von einem Baron entführt zu werden.

Der Portier trat ins Haus und schloß die Thür hinter sich.

Felix und Colette standen, in sich versunken, unschlüssig und verstimmt, auf der Straße da. Sie hörten nicht die schnellen Tritte einer Person, welche vom Boulevard her die Straße herauf kam.

— Armand! rief Felix plötzlich.

— Seid Ihr's? fragte Armand's Stimme. . . . Ich wollte eben nach der andren Seite der Seine, da ich aber Felix bei Ihnen vermuthete, Fräulein Colette so wollte ich unterweges hier vorsprechen und Ihnen einen vergnügten Abend wünschen.

— Einen vergnügten Abend! wiederholte Felix düster. Es sieht schlimm, sehr schlimm aus!

— Ja, Herr Armand! setzte Colette schluchzend hinzu. . . Ein entsetzliches Unglück!

— Aber so sprecht doch! rief Armand bestürzt, als ahne er, wie nahe ihn dies Unglück angehe. . . Um des Himmels willen, sprecht, was ist geschehen?

— Die Herzogin . . . schluchzte Colette.

— Die Herzogin! rief Armand, die Hände seines Cousins und Colettens ergreifend und diese so heftig drückend, daß Colette aufschrie. Sprecht, was ist geschehen?

Unterbrochen von Schluchzen und Wehklagen erzählte ihm Colette, was sie soeben von den Bedienten gehört.

Armand stand wie versteinert da.

— Wenn ich dies mit den Gerüchten in Zusammenhang bringe, welche die Bedienten des Herzogs und er selbst mir mit so viel Eifer erzählten, schloß Colette ihre Erzählung, so gelange ich zu der festen Ueberzeugung, daß gegen meine arme Herzogin das schändlichste Complot geschmiedet worden, und daß dieser Bubenstreich gelingen wird, wenn der Himmel sie nicht beschützt.

— Ja, murmelte Armand mit dumpfer Stimme. Dieser teuflische Plan, den ich geahnt, den ich gefürchtet, ist endlich gereift und gelungen. . . . Aber,

setzte er mit geballten Fäusten hinzu, wie will ich die Arme aus den Klauen dieser Bestien reißen? .... Wie soll ich sie vor dem Verderben retten, das ihr droht? .... Ewiger Gott, gieb mir Licht in dieser Nacht, nur einen Funken, nur eine Spur, und ich werde diese Räuberhöhle finden und sollte ich den Montmartre durchgraben... Gott im Himmel, gieb mir Licht!

Verzweifelt hob der arme Jüngling die Arme zum Himmel empor. ...... Und der Himmel erhörte ihn.

— Still, und kommen Sie näher! bat eine milde Stimme ganz in Armand's Nähe.

Armand, Felix und Colette wandten sich nach der Richtung, aus welcher die Stimme sprach und bemerkten in dem offenen Parterre-Fenster des Nebenhauses ein weißes Haupt.

— Der blaue Mann! rief Colette, Athem schöpfend.

— Der blaue Mann! rief auch Armand. Er stürzte ans Fenster, erfaßte mit beiden Händen das weiße Haupt und küßte den kahlen Scheitel.

— Still, still! Sie erdrücken mich, junger Mann! keuchte der Blaue.

— Sie baten mich, näher zu kommen! rief Armand. Sie wissen etwas. .... Sie haben etwas

gehört. . . Ein Wort! Nur ein einziges Wort! . . . Mein ganzes Leben für ein einziges Wort!

— Aber so beruhigen Sie sich nur und lassen Sie mich sprechen! bat der blaue Mann.

— Ich habe mich beruhigt . . . ich bin ja ruhig! Sprechen Sie! bat Armand, sein Ohr dicht an den Mund des blauen Mannes legend.

— Ich habe Alles gehört, was heut Abend auf der Straße gesprochen wurde, begann der blaue Mann. Ich habe gehört, was Sie soeben sprachen und was Andre vor Ihnen gesprochen haben.

— Sie haben gehört?

— Gegen Abend sah ich einen Wagen vor die Thür des Herzogs fahren.

— Sie sahen den Wagen?

— Ich sah einen Mann auf dem Kutschersitz, den ich zu erkennen glaubte.

— Und dieser war . . .?

— Einer von jenen Unglücklichen, welche nur die Hand der Polizei vom Verbrechen zurückhalten kann, die aber stets auf dieselbe Bahn zurückkehren.

— Weiter! Weiter!

— Ich hörte ihn mit einer Person sprechen, die er Monseigneur nannte.

— Das war der Herzog! . . . Kennen Sie den Herzog persönlich?

— Nein; aber ich hörte, wie dieser Monseigneur dem Kutscher seine Befehle gab.

— Befehle! . . . Der Herzog also gab dem Banditen auf dem Kutschersitz Befehle! . . . . Um Gotteswillen, weiter!

Der blaue Mann erzählte jetzt Armand das geheimnißvolle Gespräch auf der Straße, das er mit angehört.

— Sie sagten, der Kutscher habe einen Baron treffen sollen? fragte Armand.

— Ja; aber ich hörte nicht seinen Namen! antwortete der blaue Mann.

— Baron St. Bris! Kein Andrer als Baron St. Bris! murmelte Armand. . . Aber wo sollte er den Wagen treffen? . . . . Sie sehen doch ein, daß dies am wichtigsten ist, daß Alles von diesem Orte abhängt! . . . . Himmel, wenn Sie dies vergessen hätten! . . . Es wäre Alles verloren!

— Ich habe auch den Ort gehört. . . . . Lassen Sie mich nachdenken!

— War es eine Straße oder ein offener Platz?

— Eine Straße. . . Ja, es war eine Straße. . .

Es war die Rue St. Etienne, rief der blaue Mann mit sichtbarer Freude.

— Rue St. Etienne! wiederholte Armand zurückfahrend und sich mit der Hand über die Stirn streichend. . . . Ja, ja! setzte er überglücklich hinzu, und abermals stürzte er sich an das Fenster.

Der blaue Mann zog sich schnell zurück; vermuthlich erwartete er eine neue Umarmung. Armand begann zu überlegen. Felix und Colette, die bis dahin ganz Ohr gewesen, bestürmten ihn jetzt mit Fragen.

— Aber so antworten Sie uns doch! bat Colette. Sie scheinen so froh, so hoffnungsreich, und lassen uns doch auf Kohlen stehen! . . . . . Glauben Sie daß . . .?

— Ja, ich rette sie! rief Armand. . . Ich rette sie, oder ich sterbe! . . . Wenn Sie mich wiedersehen, Colette, so sehen Sie mich mit ihr . . . und sehen Sie mich nicht wieder, so zünden Sie in der Kirche eine Kerze für Ihre Herzogin und für mich an. . . Aber es wird mir gelingen; ich fühle, daß es gelingen wird. . . Gott, der mir den Weg gezeigt, wird mich auch ans Ziel führen!

Die schöne Colette küßte überglücklich Armand's Hände.

— Jetzt an's Werk! sagte dieser mit der größten

Entschlossenheit. Sie, Colette, gehen in das Haus zurück und stellen sich, als glaubten Sie an diese Fabel... Wenn man argwöhnte, daß Sie das wahre Verhältniß ahnen, so wären Sie verloren, denn diese Buben sind zu Allem im Stande... Du aber, Felix, mußt ein wichtiges Geschäft für mich ausrichten.

— Ich bin bereit! erklärte Felix.

— Du eilst zum Bastilleplatz, flüsterte Armand seinem Cousin ins Ohr. Dort biegst Du in die Straße des Faubourg St. Antoine ein und findest an der Ecke der Straße de la bonne Grain eine Weinstube mit verschlossener eiserner Thür, die kaum zwei Ellen hoch ist... An diese Thür klopfst Du viermal; fragt man drinnen, wer da sei, so antwortest Du nur: Brot oder Tod! und man öffnet Dir. Eingetreten, fragst Du nach Simon.

— Gut; ich kenne ihn ja!

— Hast Du Simon gefunden, so sagst Du zu ihm, wenn ich mich nicht um zehn Uhr, wie verabredet, einfinde, so solle er, ohne auf mich zu warten, unseren Plan ins Werk setzen.

— Weiter nichts?

— Nein!... Es ist möglich, daß er Dich nach der Ursache meines Ausbleibens fragt, Du aber antwortest, es halte mich eine Sache von der höchsten

Wichtigkeit an einem anderen Orte zurück. . . . Kein Wort von dem, was Du gesehen und gehört!

— Gut, ich eile!

— Und soll denn Felix diesen ganzen Weg allein machen? fragte Colette ängstlich.

Felix lachte über Colette's Besorgniß.

— Herr Armand, sagte sie, ich fürchte mich, allein in das Hotel des Herzogs zurück zu gehen; vermuthlich glaubt man, ich ahne die Wahrheit. . . Am klügsten wäre es gewiß, wenn ich Felix begleitete!

— Und vielleicht auch sehr nützlich für ihn, antwortete Armand zu Beider Freude. In Begleitung einer Dame riskirt Felix nicht, von den Patrouillen angehalten zu werden. . . . Vergiß aber nicht, Felix, daß ich Dir verboten habe, an irgend einem Scharmützel Theil zu nehmen, das Du unterwegs treffen könntest! Ich habe die Verantwortlichkeit für Deine Person übernommen, und was auch in Paris bevorstehen mag, Du wirst neutral bleiben!

Felix brummte etwas vor sich hin.

— Sobald Du also meinen Auftrag ausgerichtet, fuhr Armand fort, läßt Du Dich durch nichts dort festhalten, sondern gehst nach Hause. . . . Es wird Dir leicht sein, mir zu gehorchen, wenn Du an Deine Mutter denkst.

Felix schwieg und blickte zu Boden.

— Es ist also abgemacht, daß ich Felix begleite! rief Colette, sich vor Freude in die Hände schlagend.

— Ja, und ich bewundere Ihre Bereitwilligkeit, Mademoiselle Colette. . . . . Aber jetzt fort! . . . . . Lebt wohl!

Felix und Colette umarmten den jungen Mann und sprangen ihres Weges.

Armand wandte sich noch einmal zum Fenster, in welchem das weiße Haupt sich wieder zeigte.

— Mein Herr, sagte er, das seinige entblößend, nennen Sie mir morgen das Feuer oder das Wasser, in welches ich für Sie springen soll, und ich stehe Ihnen zu Diensten.

— Sie glauben also, daß der unbedeutende Fingerzeig, den ich geben konnte, Ihnen von Nutzen sein wird? fragte der blaue Mann.

— Sie haben ein Menschenleben gerettet! antwortete Armand.

— Ein Menschenleben! wiederholte der blaue Mann und sein Antlitz verklärte sich.

— Ja, und mehr als ein Menschenleben! betheuerte Armand, die Hand auf das Herz legend. Sie haben die beste und edelste der Frauen gerettet!

Armand verschwand in der Dunkelheit.

Der blaue Mann stand allein am Fenster. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

— Ich danke Dir, mein Gott! flüsterte er. . . . Das war viel für einen verlorenen Tag!

XII.

Wieder das Spukhaus.

Eben um dieselbe Zeit, wo Felix und Colette vor der keinen Eisenthür in Faubourg St. Antoine anlangten und auf das von ihnen gegebene Signal eingelassen wurden, stand Armand vor dem kleinen Hause in der Straße St. Etienne, in welchem, wie wir wissen, Herr Bredot wohnte.

Wie dem Leser ebenfalls bekannt, hatte Armand nach der Rückkehr von Lyon seine frühere Wohnung im Spukhause nicht wieder bezogen.

Es hatte ihn stets ein wenig verdrossen, daß er nie hatte entdecken können, wer eigentlich dieser Bredot war und in welchem Verhältniß dieser vorgebliche Geistliche zu den Schätzen stehe, die Armand in dem geheimnißvollen Keller desselben entdeckt.

Allmählig indeß war es ihm klar geworden, daß der Baron St. Bris in irgend einer nahen Beziehung

zu diesem Bredot stehen müsse, und als ihm nun der blaue Mann die Straße St. Etienne genannt, fuhr es ihm sofort durch den Kopf, daß der falsche Priester in der Intrigue gegen die arme Herzogin seine Hand mit im Spiel haben müsse.

Armand befand sich also jetzt vor der Wohnung Bredots.

Er begnügte sich jedoch nicht damit, dazustehen und um das Haus herum zu gehen; er legte sich sogar auf alle Viere und zwar so tief, daß er mit seinen Augen beinahe die Straße berührte.

Das Pflaster der Rue St. Etienne war äußerst schlecht und mangelhaft. Ganze Stellen in demselben bestanden aus lockerem Sande, und gerade diesen Stellen widmete Armand seine besondere Aufmerksamkeit.

— Es unterliegt keinem Zweifel! sagte er für sich, indem er umher kroch; man sieht die Spuren eines Wagens mit breiten Rädern ganz deutlich, und diese Spuren hier sind genau dieselben, welche ich an der Ecke der Straße gefunden . . . . hier vor der Thür aber drehen sie sich in einem Halbkreis herum . . . . der Wagen hat also vor dieser Thür gehalten und ist dann denselben Weg zurückgekehrt . . . hierher haben

sie die Arme gebracht . . . . . hier muß sie sein und hier muß ich sie finden!

Armand warf einen Blick zu den Fenstern Bredots hinauf.

Eins von diesen Fenstern war erleuchtet, zwischen dem Licht und den Fensterscheiben aber befand sich eine Gardine, welche dem Neugierigen Alles versteckte, was im Zimmer vorging.

Armand näherte sich der Thür; er legte behutsam die Hand auf das Schloß. Die Thür war von innen zugemacht.

Er legte das Ohr an die Thür . . . aber er hörte keinen Laut. Was hätte er auch durch eine Thür hören sollen!

— Ich kann nicht anders als bis neun Uhr warten, das heißt, bis meine Kameraden kommen, die ich mir herbestellt, sagte er für sich . . . Dann stürmen wir das Haus und schlagen Thüren und Wände ein; wenn es gilt, durchsuchen wir jeden Winkel dieser Räuberhöhle, ergreifen die Schurken und cetten sie . . . O, warum ist es noch nicht neun Uhr! . . .

— Und doch fuhr er nach kurzem Sinnen fort; es ist noch eine ganze Stunde bis dahin, und eine Stunde hat sechszig Minuten . . . . In weniger als einer Minute kann das entsetzliche Verbrechen verübt

werden . . . Ich darf also nicht eine einzige Minute warten, viel weniger eine ganze Stunde . . . O, mein Gott, vielleicht ist es schon zu spät! . . . . Ich muß ganz allein die Thür sprengen, muß ganz allein das Haus stürmen, ganz allein diese Buben niederschlagen, ganz allein die Arme retten! . . . . Aber was bleibt mir anders übrig! . . . Wohlan, ans Werk!

Armand war entschlossen, die Thür zu stürmen, und schickte sich hiezu an.

Plötzlich hielt er jedoch inne.

— Ich Thor! rief er aus. Ich bin unbewaffnet . . . sie sind ihrer mehrere und können Waffen haben . . . Es genügt nicht, daß ich sterbe, denn was sollte mein Tod ihr nutzen können! . . . . Wenn ich nur einen Dolch, ein Messer hätte! . . . Diese verwünschten Patrouillen! . . . Nur um ihretwillen wagte ich nicht Waffen zu tragen!

Der junge Mann schaute verzweifelt umher, aber vergebens suchte er eine Waffe.

Er hoffte immer noch, ein menschliches Wesen in der Straße zu sehen, aber die Gegend des Spukhauses war allzu berüchtigt, als daß man hier irgend einen Vorübergehenden, und namentlich am Abend, hätte entdecken können.

Plötzlich schlug er sich vor die Stirn.

— Narr, der ich bin! rief er aus. Ich vergeude hier die Zeit, indem ich mir den Kopf darüber zerbreche, wie ich Waffen finde, und habe doch noch einen ganzen Vorrath hier in der Nachbarschaft, habe sogar den Schlüssel dazu in der Tasche!

Armand verließ Bredots Haus, eilte in den bekannten Garten, stürzte in das verödete Haus und befand sich alsbald in dem Gemach, das er im vorigen Jahre bewohnt.

Wie es schien, mußte er in diesem Hause noch oft heimliche Besuche abgestattet haben, denn er zog unter dem Tisch eine Laterne hervor und zündete diese an.

Auch das Mobiliar dieses Gemachs war noch ganz dasselbe; das Bett stand an der alten Stelle. Er zog es fort, öffnete die darunter befindliche Luke, beobachtete dabei jedoch nicht mehr die Vorsichtsmaßregeln, die wir ihn früher bei dieser Gelegenheit anwenden sahen.

Ebenso wenig konnte man den geheimnißvollen Draht entdecken, der früher in so gefährlichem Zusammenhange mit dem Keller gestanden.

Demnach stieg Armand diesmal auch viel schneller in die unterirdischen Räume hinab und langte als-

bald in seinem kleinen Arsenal an, in welchem sich noch Alles in der früheren Ordnung befand.

Armand ergriff ohne Zögern zwei Terzerole, lud dieselben, und steckte einige Patronen zu sich. Ebenso nahm er einen Hirschfänger mit breiter und scharf zugespitzter Klinge, den er um seine Blouse befestigte.

So ausgerüstet wollte er eben ans Werk gehen als ihm einfiel, daß er noch eines Instrumentes bedürfe, um Thüren und Wände zu sprengen, zu welchem Stück Arbeit Terzerole und Säbel doch nicht ausreichten.

Er untersuchte also einige Büchsen, um sich der Kolben zu bedienen, und wählte die handfesteste derselben. Doch auch diese schienen ihm nicht zweckmäßig genug; er stellte sie wieder an ihren Ort und griff nach einer eisernen Stange, die jedenfalls vortreffliche Dienste leisten konnte.

Aber diese Eisenstange war tief in die Erde gestoßen und an ihrem oberen Ende in der Wand befestigt.

Armand erinnerte sich jetzt, daß er selbst sie hier angebracht, um seinen Keller gegen jeden Einfall von Seiten des Nachbars zu sichern.

Durch diesen Umstand nahmen auch seine Ideen plötzlich eine ganz andere Wendung. Er war bisher

nur auf Sprengung von Thüren und Wänden und dergleichen Gewaltmaßregeln bedacht gewesen . . . . Wohin konnte der Keller seines Nachbars führen?...

Noch unschlüssig, welchen Weg er wählen solle, hörte er plötzlich den dumpfen Laut einer zugeschlagenen eisernen Thür an sein Ohr dringen. Dieses Geräusch kam aus dem Nachbarkeller.

Armand lauschte und legte sein Ohr an die Wand. Alles blieb still.

Entweder es ist Jemand in den Keller drüben getreten oder auch hinausgegangen, sagte er zu sich um so aufmerksamer.

Nicht ein Laut war zu hören.

Seine einmal gefaßte Idee erlangte jetzt ihre Ausführung.

— Allerdings, sagte er zu sich selbst, wird es mir gelingen durch die Hausthür in diese Höhle da zu dringen, indem ich dieselbe erbreche; aber das läßt sich ohne Lärm nicht machen . . . Durch diesen Lärm gewarnt und vorbereitet, werden die Buben sich zur Vertheidigung rüsten und mir den Sieg streitig machen . . . ja, wer weiß, setzte er schaudernd hinzu, sie können vielleicht ihr Opfer tödten, um es nicht in meine Hände gelangen zu lassen! . . .

— Wenn ich aber, setzte er nach einer Pause hinzu,

wenn ich durch ihren Keller, dessen Verbindung mit dem meinigen Niemand ahnt, mich unbemerkt zu den Banditen hineinschleiche, so gewinne ich jedenfalls dadurch ein großes Uebergewicht gegen sie! . . . Mag die Eisenthür drüben auch geschlossen sein, es wird mir auf jeden Fall leichter sein, als von der Straße aus das Nest anzugreifen. . . Rasch an's Werk; aber vorsichtig! . . . Es ist keine Zeit zu verlieren!

Armand setzte die Laterne an den Fuß der Wand und riß entschlossen die eiserne Stange aus dem Boden. Hierauf beugte er sich und begann die Erde fortzuschaffen.

Nachdem dies geschehen, nahm er den Hirschfänger aus der Scheide und legte ihn neben sich.

Ebenso zog er seine Terzerole hervor, um, während er durch die Oeffnung kroch, nicht von diesen belästigt zu sein oder dieselben unvorsichtiger Weise zu entladen; doch legte er sie so, daß er nur nach ihnen zu greifen brauchte.

Endlich, nachdem alle diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, erfaßte er mit beiden Händen die verrostete Eisenplatte, mit welcher die Oeffnung verschlossen war und zog sie behutsam zurück.

Abermals lauschte er. Nicht das leiseste Geräusch war zu hören.

Er schaute durch die Oeffnung. . . . . Zu seiner Befremdung sah er etwas, das ihm früher nicht aufgefallen war, als er zum ersten Mal durch dieses Loch in den geheimnißvollen Nachbarkeller gekrochen, nämlich ein Stück grauen Zeuges, das vor der Oeffnung hing.

Er fühlte mit der Hand danach und berührte ein Stück groben Gewebes.

Er drückte daran und fand, daß dieses Zeug, das unbedeutend nachgab, straff an der Wand ausgespannt war und nur einen kleinen Theil einer großen Wandbekleidung bildete.

Mit der Hand zum Boden hinabreichend, überzeugte er sich, daß dieser Vorhang unten an einer Holzleiste befestigt war.

Er versuchte diese Leiste herauf zu ziehen, aber sie saß am Boden fest.

Ein Stück Zeug ist keine ganze Welt, dachte Armand. Ohne Zögern griff er nach dem scharfen Hirschfänger, durchbohrte mit der Spitze desselben das Gewebe, schnitt sich ein viereckiges Stück von der Größe der Maueröffnung heraus, um bequem hindurchkriechen zu können, und warf das herausgeschnittene Stückchen verächtlich bei Seite.

Jetzt hinderte ihn nichts mehr, den fremden Keller zu betreten.

Er blickte durch die Oeffnung, vermochte aber nur mit Mühe einen Ausruf der höchsten Ueberraschung zu unterdrücken.

XIII.

Der Besuch beim Nachbar.

Armand's Augen wurden nämlich durch einen Lichtschein geblendet, der so grell, daß er im ersten Moment glaubte, der ganze Keller stehe in Flammen.

Armand ließ sich indeß hierdurch nicht stören; er legte mit der größten Geistesgegenwart seine Waffen in die Maueröffnung und kroch gewandt durch dieselbe.

Einmal hindurch, stand er schnell auf den Füßen; er mußte jedoch die Hand vors Auge führen, denn er ward durch das Licht geblendet, das ihm von allen Seiten feenhaft entgegendrang.

Was war aus dem früheren Keller mit seinen rauen, schwarzen Wänden und seinem nackten, feuchten Fußboden geworden!

War das Gold, das Armand früher hier in ganzen Haufen liegen gesehen, durch irgend eine Zauber=

macht beschworen, die Wände hinangestiegen, um dieselben mit all seinem Glanz zu übergießen?

Goldene Sterne leuchteten an den kostbaren Purpurtapeten, und die Decke strahlte von reichen Draperien, deren goldene Franzen und Quasten in das Gemach herabhingen.

Am Boden breitete sich eine der reichsten gestickten Matten aus, so kostbar, wie sie kaum in Palästen zu finden.

Von einer goldenen Rosette in der Mitte der Decke hing eine vielarmige Krone herab, mit der man einen der elegantesten Pariser Salons hätte erhellen können.

Auf beiden Seiten erhoben sich schlanke Kandelaber.

An der einen Wand brüstete sich ein Ruhebett mit seidener, von Spitzen besetzter Decke.

Ueber dieses Bett fiel ein durchsichtiger Vorhang herab, so zart und duftig wie ein Schleier einer Najade....

Armand stand da und mußte sich erst die Augen reiben, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume.

Bald aber entdeckte er einen Gegenstand, der ihn erweckt haben würde, wenn er selbst im Todesschlafe gelegen hätte, ein Gegenstand, den er bemerkt haben

würde, selbst wenn er von diesem Lichtglanz erblindet wäre.

Auf einem großen, mit von Rosen durchwirktem, weißem Seidenstoff überzogenen Divan lag, in sich selbst versunken und zurückgelehnt, ein junges Weib in schwarzem Kasimir-Kleide, welches Busen und Hals bedeckte.

Unbeweglich hingen ihre Arme herab. Ein schwarzes Sammetband, mit Blonden von derselben Farbe garnirt, schaute zwischen den dicken Haarflechten hervor.

Armand's Blick überflog schnell diese einfache Trauerkleidung und haftete auf dem Antlitz des jungen Weibes, dessen reine, edle Züge die Blässe des Todes zeigten und deren Augen geschlossen und von den langen schwarzen Wimpern beschattet waren.

Armand näherte sich auf den Fußspitzen dem bleichen, in Trauer gekleideten Weibe und beugte sich mit verhaltenem Athem über sie.

Es war ihm, als habe sein eigenes Herz aufgehört zu schlagen.

Er näherte sein Ohr leise den bleichen Lippen, um ihren Athem zu belauschen, und glaubte den leisen Hauch eines ersterbenden Abendwindes zu fühlen.

Indeß beunruhigt durch ihren unbeweglichen, bewußtlosen Zustand, beugte er das Knie vor dem

Divan und wagte die herabhängende weiße Hand zu berühren.

Kaum aber geschah dieß, als sich die zarten Finger konvulsivisch zurückzogen, als sei ein Funke auf dieselben gefallen.

Ein Paar große blaue Augen mit dem Ausdruck halben Wahnsinns öffneten sich und schlossen sich sofort wieder.

— O mein Gott! hauchte es matt über die bleichen Lippen.

Erschreckt hob Armand seine Knie von der Matte und stand jetzt aufrecht vor dem jungen Weibe, bis allmählig das Leben auf ihre matten Gesichtszüge zurückzukehren begann.

Der Jüngling wußte nicht, was er beginnen sollte.

Er wagte es nicht, irgend ein Mittel anzuwenden, um sie zum Bewußtsein zurückzuführen, aber er fürchtete auch, daß eine zu lange Bewußtlosigkeit böse Folgen haben könne.

Endlich entschloß er sich und beugte sich zu ihrem Ohr hinab.

— Sie sind gerettet! flüsterte er. . . . Gerettet und frei.

Wie von einem electrischen Schlage getroffen, erhob sich das arme Weib blitzschnell vom Divan,

öffnete die Augen und starrte den jungen Mann lange an.

— Ich bin es, Madame! sagte Armand, seine Arme nach ihr ausstreckend. . . . Ich, Armand Cambon. . . Kein Anderer als ich!

Das junge Weib stieß einen Laut der Ueberraschung aus und lag im nächsten Augenblick in den Armen unseres Helden.

Es war nahe daran, daß die Bewußtlosigkeit, welche die Herzogin eben verlassen, sich des jungen Mannes bemächtigt hätte. Seine Augen, die das Licht suchten und fanden, erblindeten durch seinen Strahl; sein Herz, das die Seligkeit suchte und fand, wollte brechen unter der Umarmung dieser Seligkeit.

Glücklicherweise hatte Armand, ehe die gefährliche Krise eintrat, die Herzogin zu dem Divan zurückgeführt, setzte sie auf denselben und stellte sich mit gefalteten Händen vor sie hin.

— Dem Himmel sei Dank . . . ich kam nicht zu spät! sprach er in tiefer Rührung. Ja, ja, es giebt einen Gott, der über das Gute hienieden wacht! rief er inbrünstig aus.

— Aber, rief die Herzogin, zusammenfahrend und einen ängstlichen Blick zur Wand werfend; sie wer=

den kommen ... Man wird Sie tödten, wie sie mich tödten wollen!

— Nein, sie werden uns nicht tödten! rief Armand, den rechten Arm erhebend. Aber ich werde sie tödten, werde sie vernichten, unter meinen Füßen zertreten! Möge mir Gott verzeihen, aber ich fühle etwas in meiner Brust, das ich nie gekannt, die Wollust der Rache, und ich muß sterben, wenn ich ihr nicht Luft verschaffe!

— Also von jener Wand dort erwarten Sie die Buben! fuhr Armand fort, indem er den Augen der Herzogin folgte.... Es ist also eine Thür in jener Wand dort... Aber diese Thür werden sie nicht zu öffnen brauchen, denn ich habe Kugeln für Zwei und eine Klinge für Zehn!

Armand sprang zu der Oeffnung, durch welche er gekommen und griff nach seinen Waffen. Die blanke Klinge blitzte in seiner Hand, sein Auge glühte vor Begeisterung.

Das eine Terzerol steckte in dem Gürtel seiner Blouse, während das andere in seiner linken Hand ruhte.

Armand that einen Schritt zur Thür, hielt jedoch plötzlich inne. Sein Blick suchte die Herzogin.

Das arme junge Weib war auf die Knie gesun-

ken; sie faltete die Hände und richtete flehend die Blicke gen Himmel. Die Gluth auf ihren Wangen verrieth die Gewißheit der Rettung, der Glanz ihres Blickes sandte ein Dankgebet zum Himmel.

Adelaide betete... aber leise und stumm.

Armand, gerührt durch diesen Anblick, senkte die Klinge zu Boden. Es war ihm, als sei seine Kraft nicht mehr von Nöthen, denn er sah in dem betenden Weibe einen Engel, der ihn und sie beschützte.

Die Herzogin hatte ihr Gebet beendet, erhob ihre schlanke Gestalt, näherte sich dem Jüngling und berührte seinen rechten Arm.

Sie war nicht mehr das geängstigte, halb bewußtlose, unter dem Schlage des Schicksals zusammenbrechende Weib.

— Armand, sagte sie mit einer Stimme, die nicht mehr zitterte. Sie werden nicht tödten!... Sie werden Ihre Hände nicht mit dem Blute dieser Elenden beflecken... Sie werden der Rache keine Gewalt über Ihr edles Herz geben!

— Ich gehorche! antwortete Armand mit schwacher Stimme; aber, setzte er etwas lauter hinzu, die Gerechtigkeit und die allgemeine Sicherheit verlangen, daß ich diese Verbrecher dem Arm des Gesetzes überliefere!

Die Herzogin schaute in dem kostbaren, unterirdischen Gemach umher.

— Wie sind Sie hier hereingekommen? fragte sie.

Armand zeigte auf die Oeffnung in der Mauer.

— Ich kroch von einem anstoßenden Keller hier herein; derselbe muß diesen Buben nicht bekannt sein.

— O, so waren Sie es, den ich hörte, als ich... Verwirrt durch all die Gewaltsamkeiten, welche man schon gegen mich geübt und mit denen man mich noch bedrohte, träumte ich nur von Gefahren und Entsetzen... Ich sah Alligatoren aus der Erde steigen und...

— So war ich also die Veranlassung der Ohnmacht, welche...

— Aber wir können doch denselben Weg zurückgehen? unterbrach ihn die Herzogin, den Blick zur Oeffnung der Mauer gerichtet.

— Ohne Zweifel... Aber...

— Mein Gott, wie aber wußten Sie, daß man mich hierher geführt?

Armand erzählte jetzt in kurzen Worten, wie er die Entführung der Herzogin erfahren, und den Grund, weshalb er vermuthete, daß Baron St. Bris sie in das Haus des falschen Priesters in der Straße St. Etienne gebracht.

— Man wollte durch ein Verbrechen die Spuren des andern verwischen! sagte die Herzogin, als Armand zu Ende war. Heute Nachmittag sollte die Leiche meines Oheims geöffnet werden, und ich hatte mir vorbehalten, zugegen zu sein. Ich bestieg also den Wagen, um mich nach dem Hause meines seligen Oheim zu begeben. . . . Der Wagen fährt; bald aber erscheint mir der Weg länger als ich gewohnt, und ich vermuthe, daß der Kutscher irre gefahren. . . Ich will die Jalousien des Wagens öffnen, um ihm zuzurufen, diese aber sind festgenagelt und trotzen allen meinen Anstrengungen . . . Ich rufe, aber Niemand hört mich . . . Niemand konnte mich auch durch das Geräusch des Wagens hören, der seine Fahrt immer mehr beschleunigte. . . Endlich hielt er in einer entlegenen und finstern Straße. . . Die Wagenthür öffnet sich, und ich sehe den Baron St. Bris.

— Dieser Schurke! rief Armand, mit den Zähnen knirschend.

— Man erstickte mein Rufen gewaltsam und schleppte mich über mehrere Treppen hier hinab. . .

— Und diese Buben soll ich schonen! knirschte Armand.

— Sie sollen noch mehr erfahren. . . Aber vor allen Dingen fort von hier! Fort von dieser Stätte des Entsetzens! rief Adelaide.

Gleichzeitig näherte sie sich der Wand, durch welche Armand gekommen.

Dieser beugte sich nieder und entfernte die Erde mit den Händen.

Eben war die Herzogin im Begriff, sich in die Oeffnung hinein zu zwängen, als das laute Knarren einer eisernen Thür Beider Augen nach der entgegengesetzten Wand lenkte.

— Man kommt! man kommt! rief die Herzogin.

— Um so besser! antwortete Armand heiter. Jener andere Weg da ist viel bequemer!

— Aber um Gotteswillen . . .

— Ein Weib wie Sie, Madame, entbehrt weder des Muthes, noch der Geistesgegenwart. . . Haben Sie die Güte, auf dem Divan dort Platz zu nehmen, und Sie werden sich überzeugen, mit welcher Leichtigkeit ich den Fuchs fange, ohne ihm den Pelz zu verletzen.

Hierauf schob er eilig einen Sessel vor seine Maueröffnung, sprang hinter den Bettvorhang und versteckte sich dort.

Die Herzogin hatte kaum ihren Platz eingenommen, als ein Theil der Wand in dem Zauberschloß sich bewegte und eine Thür sich öffnete.

Baron St. Bris trat mit einer silbernen Platte

in der Hand ein, auf welcher ein kleiner Becher von demselben Metall stand.

Der Baron, in seinem Aeußern stets elegant, war an diesem Abend mit dem ausgesuchtesten Geschmack gekleidet.

Als ein unleugbar ganz hübscher Mann, hätte er für jede Lorette, ja vielleicht für manche Marquise und Duchesse gefährlich sein können, und dies schien der Baron auch zu wissen.

Er stellte die silberne Platte mit dem Becher auf einen kleinen, vor dem Bett stehenden Marmortisch. Dann näherte er sich der Herzogin, blieb vor ihr stehen und betrachtete sie lange, ohne ein Wort zu äußern.

— In der That, Herzogin, sagte er endlich; ich finde Sie ganz anders wieder, als ich Sie vorhin verlassen... Ihre Wangen blühen, Ihre Augen strahlen... Welcher Gottheit habe ich für diese glückliche Veränderung zu danken?... Sie haben also endlich eingesehen, daß die Nothwendigkeit auch eine Tugend ist, und daß dieselbe, wie ihre Colleginnen, auch ihren Cultus erlangt?... Erlauben Sie mir daher, Ihnen zu gestehen, daß ich Sie schöner als je finde, was gewiß viel, sehr viel sagen will.... Man könnte das Licht in diesem Salon löschen, und er würde dennoch

von diesem blendenden Antlitz, von diesen himmlischen Augen strahlen!

Die Herzogin betrachtete den Baron mit einem Ausdruck des tiefsten Abscheus, schwieg jedoch.

— Ich schaudre, fuhr der Baron fort, wenn ich jetzt denke, daß dieselbe Nothwendigkeit, aus welcher Sie jetzt eine Tugend machen, mich fast zu einem Schritt gezwungen hätte, der eine entsetzliche That zur Folge gehabt haben würde . . . eine That, die mich in die tiefste Tiefe geschleudert haben würde. Ja, schöne Dame, Sie sind von uns Beiden nicht am meisten zu beklagen!

Die Herzogin blickte auf die Matte nieder, ersichtlich nicht sehr aufmerksam auf die Worte des Barons.

Vielleicht dachte sie an den bevorstehenden Augenblick, wo sie in diesem Zimmer die Zeugin eines Kampfes um Leben und Tod sein werde; und wenn sie hinsichts des Ausgangs auch nicht zweifelnd war, so beunruhigte sie doch dieser Gedanke.

— Sie haben mich noch nicht gefragt, was in dem Becher dort auf dem Tische sei! fuhr der Baron fort.

Adelaide hob den Blick vom Boden und schaute nach dem Becher, ohne irgend welche Neugier zu verrathen.

— In diesem Becher, setzte der Baron hinzu, so klein er auch ist, liegt doch ein Grab von viel Jugend, Schönheit und Talenten.

Die Herzogin konnte einen Schauder nichl unterdrücken, faßte sich jedoch.

— Unglücklicher! rief sie mit einem Ausdruck, der mehr Mitleiden als Entsetzen verrieth; es war also Ihre Absicht, mich zu morden!

— Aber mein Gott, Herzogin, wie Sie sprechen! antwortete St. Bris. Brauche ich Ihnen zu wiederholen, was ich Ihnen vorhin sagte? . . . Es ist ja der Herzog, Ihr nicht gerade sehr liebenswürdiger Gemahl, der Ihren Tod beschlossen hat; nur um Sie vor diesem zu retten, entriß ich Sie seinen Händen. . . Einem Andern überlassen, wäre Ihr Tod unvermeidlich; mir überlassen, sollen Sie leben!

— Und der Becher dort auf dem Tisch?

— Ist der Tod, wenn Sie nicht leben wollen!

Und der Preis für mein Leben? fragte Adelaide mit einem Tone grenzenloser Verachtung.

— Sie kennen ihn, Herzogin! antwortete der Baron, indem er einen Schritt näher that.

Die Herzogin warf einen Blick zur Wand.

Vielleicht glaubte sie, es sei jetzt Zeit, daß ihr Befreier wie ein Blitz auf das Haupt dieses Schurken herabfahre.

— Und Sie glauben, wenn ich wählen darf, ich könnte in dieser Wahl zaudern?

— Wenn Sie dürften! wiederholte er. Sie müssen wählen, Madame, weil ich, der ich Sie jetzt beherrsche, selbst von meinem Schicksal beherrscht werde! ... Sie müssen sterben oder mir gehören, wenn wir nicht Beide verloren sein sollen!

— Elender, Du bist verloren! rief Armand, sich mit einem Sprunge, der eines Panthers würdig, auf den Baron werfend und ihn zu Boden reißend, ehe noch ein Ausruf der Ueberraschung seinem Munde entfliehen konnte.

XIV.

Schluss des Besuches.

Armand setzte dem Baron das Knie auf die Brust und legte die Hand an seine Kehle, ihn auf diese Weise verhindernd, sich zu rühren oder um Hülfe zu schreien.

— Tödten Sie ihn nicht, bat die Herzogin, entsetzt durch die konvulsivischen Zuckungen auf dem Antlitz des Barons.

— Nein, Madame, antwortete Armand. Er gehört nicht mir, sondern dem Gesetze; ich beabsichtige nicht den Galeeren ein so wohlverdientes Opfer zu entziehen... Nicht des Scherzes halber wollte ich mit anhören, was er Ihnen zu sagen habe und was seine Absicht sei... Ich werde jetzt vor den Gerichten ein Zeuge sein, der gewiß nothwendig ist, falls dieser Schurke dort leugnen will.... Aber ich muß ihn binden... Hätte ich nur ... nur eine von den kost-

baren goldenen Schnüren, die dort von der Decke herabhangen. . . Ach, wenn ich Sie bitten dürfte, Madame . . .?

Die Herzogin eilte zur Wand, erfaßte eine von den Quasten und suchte sie sammt der Schnur herab zu reißen.

Während sie mit dieser Arbeit beschäftigt war, die für sie nicht leicht zu sein schien, zog Armand aus der Tasche des Barons ein großes ostindisches Tuch und stopfte dieses in den Mund des Barons. Der Letztere versuchte bei dieser Gelegenheit sich loszumachen, seine Bemühungen scheiterten aber an Armands Jugendkraft.

Die Herzogin, erschreckt durch die Anstrengungen des Barons, sich frei zu machen, ließ die Schnur fahren, an welcher sie vergebens gezogen hatte und erfaßt eine andere, welche näher hing.

Sie riß heftig an derselben und Schnur und Quaste fielen herab.

Gleichzeitig aber erschallte eine kleine Glocke.

— Großer Gott, ich habe an einem Glockenzug gerissen! rief Adelaide voller Angst.

— Hat nichts zu bedeuten; geben Sie mir nur die Schnur, Madame! antwortete Armand und drehte den Baron herum, so daß dieser jetzt mit dem Gesicht

am Boden lag, und band ihm die Hände auf den Rücken... Ich bitte um Verzeihung, Madame, sagte er lächelnd; diese harte Schnur wird Ihre zarten Hände verletzt haben!

Die Herzogin konnte nicht umhin, über einen jungen Mann zu lächeln, der, während er einem Spitzbuben die Hände schnürte, noch Zeit hatte, die ihrigen zu bewundern.

— Himmel! Ich höre Tritte draußen! rief sie plötzlich... Großer Gott, man kommt hieher!

— Gerade zur rechten Zeit, antwortete Armand aufspringend und den Divan über seinen Gefangenen ziehend. Das eine Terzerol spannend, wandte er sich zur Thür.

Jetzt ertönte ein Klopfen an derselben.

— Wenn ich nicht den Baron stumm gemacht hätte, flüsterte Armand, so würde ich ihn jetzt bitten, auf dieses Klopfen zu antworten; wenn Sie aber, Madame, die Güte haben wollten...

— Was soll ich thun?

— Nur fragen, wer an der Thür ist.

— Wer ist da? fragte Adelaide mit lauter, wenn auch nicht sehr sicherer Stimme.

— Ich glaubte der Baran habe geschellt, antwor-

tete draußen eine Stimme, die sich so wohlklingend wie möglich machte.

Die Herzogin warf ihrem Ritter einen fragenden Blick zu.

— Bitten Sie ihn gefälligst einzutreten! flüsterte Armand.

— Treten Sie ein! sagte Adelaide.

Die Thür öffnete sich und Bredot's häßliches Gesicht schaute herein. Noch ein Schritt, und er stand im Zimmer. Ein widriges Lächeln überflog seine Züge.

Aber dieses Lächeln erstarrte ganz plötzlich beim Anblick der Pistolenmündung, die sich unter seine Nase streckte. Erbleichend wollte er wieder hinaus.

— Keinen Schritt zur Flucht! rief Armand, oder Sie haben eine Kugel im Leibe!

Bredot starrte die kleine Pistolenmündung an und vermochte keine Sylbe hervorzubringen.

— Haben Sie die Güte näher zu treten, mein würdiger Herr! rief Armand. Wir sind alte Bekannte, und Sie sehen, ich habe Ihnen den Besuch erwiedert, mit welchem Sie mich im vorigen Jahre beehrt. . . Sie wohnen wie ein Kardinal und sind ebenso gastfrei als ein solcher. . . . Treten Sie näher und zwingen Sie mich nicht, Sie herein zu f ü h r e n, denn ich versichere Sie, meine Hand ist etwas unsanft!

Mit schlotternden Beinen und leichenblassem Gesichte näherte sich der falsche Geistliche.

Wie er sich auch rang und drehte, immer hatte er das fatale Terzerol unter der Nase.

Da stand er jetzt in seinem kostbaren, unterirdischen Salon, ohne sein Werk bewundern zu können.

— Haben Sie die Güte, die Thür zu schließen! ersuchte der ungebetene Gast seinen Wirth.

Auch dies that der Arme, obgleich er es noch lieber gethan hätte, wenn er sich draußen befunden.

— Haben Sie jetzt die Freundlichkeit, nach rechts zu schauen, fuhr Armand fort.

Bredot blickte nach rechts und that einen tiefen Seufzer, obgleich er nichts sah als den von der Wand abgezogenen Divan und ein paar lackirte Stiefel, die unter demselben hervorschauten.

— Still, ich höre etwas! rief plötzlich die Herzogin Armand zu.

— Was? fragte dieser.

— Ich höre Lärm im Keller drüben! antwortete Adelaide mit steigender Angst.

— Ah, rief Armand froh, das sind meine Freunde, die ich leider zu spät hieher bestellt habe.... Es ist neun Uhr! Sie sind pünktlich!

— Seht, da ist ein Loch in der Mauer! hörte man eine Stimme vom Nachbarkeller.

— Und Licht dahinter! setzte eine andere hinzu.

— Wer ist da? fragte Armand, ohne Bredot aus seinen Augen zu lassen.

Es ist Armand's Stimme! rief man von drüben.

— Ist Armand drinnen? fragten mehrere andere Stimmen.

— Ja! antwortete Armand. Einer von Euch soll durch das Loch kriegen; aber nur Einer! . . . Madame, setzte er hinzu, dort auf dem Stuhle liegt ein schwarzer Schleier, der ohne Zweifel Ihnen gehört. . . Es ist vielleicht nicht nöthig, daß Sie an diesem unheimlichen Orte der Welt Ihr Antlitz zeigen!

Adelaide warf ihrem Ritter einen dankbaren Blick zu und legte den Schleier über ihr Haupt.

— Man muß ja Schultern haben wie ein Kind von fünf Jahren, um durch dieses Loch zu kommen! fluchte ein Kind von sechs Fuß, indem es sich vor der Oeffnung aufrichtete. . . . . Aber sacredieu, was ist denn das hier für ein verzaubertes Schloß? . . . Wer hätte dergleichen in Deinem Spukhause gesucht, Armand!

Wir sehen Eugen, den Dichter, vor uns, der mit dem höchsten Erstaunen umher blickte.

Willkommen, Eugen! rief Armand, ohne sich zu ihm zu wenden und immer nur seinen Gefangenen im Auge behaltend. . . . Siehst Du die Figur hier, auf die ich eben ziele?

— Dein Nachbar, der falsche Priester! rief Eugen überrascht.

— Derselbe, den ich auf seinem wahren Handwerk ertappt. . . Nimm also, was Dir am zweckmäßigsten erscheint, um ihm Hände und Füße zu binden!

Bredot's Antlitz wechselte in allen Farben, er stieß ein tiefes Aechzen aus.

— Soll ich ihn binden? fragte Eugen lustig, oder wollen wir ihn gleich hängen?

— Bemühe Dich nicht damit; thu nur, wie ich Dir gesagt.

— Aber es wäre doch wohl besser, wenn wir...? fragte Eugen mit bittender Stimme.

— Du hörst, es darf nicht sein, obgleich ihm damit noch eine Ehre geschähe! sagte Armand. . . . Spute Dich nur. . . Doch warte lieber, setzte er mit einem Blick auf die Herzogin hinzu, die sich schaudernd von der Scene abwendete, welche sich abermals vor ihren Augen bereitete. Zieh ihn lieber erst in unsern Keller, aber ohne ihm den geringsten Schaden zuzufügen, denn wie er da steht, ist er dem Gesetze ver-

fallen... Thu dasselbe mit dem Gefangenen, der dort unter dem Divan liegt!

— Ach so! noch Einer! rief Eugen.... Was zum Teufel, sind das hier für Leute?

— Er ist Baron, lieber Eugen; also Achtung!

Eugen näherte sich dem zitternden Bredot und legte ihm die Hand auf die Schulter, während Armand das Terzerol in den Gürtel steckte und zur Oeffnung der Mauer trat.

— Zwei von Euch, rief er durch dieselbe, verlassen augenblicklich den Keller, eilen über die Straße und postiren sich vor das kleine Haus, das dieser Gartenmauer gegenüber liegt... Aber gut bewaffnet, hört Ihr?

— Ja! riefen mehrere Stimmen.

Jetzt legte Armand mit Hand an, um Eugen bei seiner Arbeit behülflich zu sein.

— Giebts noch mehr? fragte Eugen, als er fertig war, im Zimmer umher blickend.

— Nein, aber Du folgst ihnen und bist mir für die Gefangenen verantwortlich, Eugen! antwortete Armand.

— Gut! versetzte Eugen und verschwand durch die Oeffnung, ein lustiges Lied vor sich hinsummend.

Adelaide und Armand waren jetzt allein.

Die erstere hatte in einem Sessel Platz genommen und ihr Antlitz von diesen Scenen abgewendet.

— Madame, begann Armand sich ihr nähernd; es war nicht möglich, Sie mit Auftritten zu verschonen, die Sie natürlich sehr aufregen mußten. . . Jetzt ist Alles glücklich überstanden und ich harre Ihrer Befehle!

Die Herzogin schlug den schwarzen Schleier von ihrem Antlitz zurück.

Ein sanftes Lächeln umspielte ihren schönen Mund.

Sie reichte Armand herzlich die Hand.

— Armand, sagte sie, dieser Abend ist mir unvergeßlich, denn . . .

Das Wort, das heilige Wort der Dankbarkeit, erstarb auf ihren Lippen, lebte aber in den heißen Thränen wieder auf, welche klarer als Diamanten und beredter als alle Worte der Erde aus Adelaide's schönem Auge perlten.

XV.

Graf von Vandeul.

Seit dem frühen Morgen war die Hausthür des Hotels des Herzogs von Beaudreuil in unaufhörlicher Bewegung gewesen.

Die vielen Freunde des Herzogs, die bereits von seinem Mißgeschick Kunde erhalten, eilten zu ihm in der Hoffnung, ihn trösten zu können, kehrten aber unverrichteter Sache zurück.

Ganz Paris würde von seinem Gram gehört und denselben getheilt haben, wenn nicht die stürmischen und blutigen Ereignisse, deren Schauplatz die Straßen von Paris waren, alle übrigen Vorfälle vertuscht hätten.

Der arme, arme Herzog!

An der Bahre eines theuren Schwiegervaters zu stehen und zugleich eine treulose Gattin beweinen zu müssen, das war zu viel!

Daß ein Oheim stirbt, ist vielleicht ganz in seiner natürlichen Ordnung, besonders wenn er Millionen hinterläßt; aber nach zweimonatlicher Ehe eine junge, schöne und talentvolle Gattin zu verlieren, das ist hart, und noch härter, wenn man die Art und Weise erwägt, in welcher er sie verloren!

Wäre sie mit Tode abgegangen, so hätte man nur den Himmel deshalb anklagen und sich vielleicht mit dem Umstande trösten können, daß sie nach ihrem Oheim gestorben und daß demnach das Erbrecht des sie überlebenden Gatten keinem Zweifel unterworfen werden dürfe.

Aber wenn, wie es hier geschehen, eine Gattin mit einem Andern davon läuft, das wirft, neben dem Verluste, auch den Schatten der Lächerlichkeit auf den verlassenen Gatten, der schwerer zu ertragen ist, als der Verlust selbst.

Gewiß könnte man sich auch damit trösten, daß eine Frau, die sich so gern entführen läßt, an ihren verlassenen Gatten all ihr eingebrachtes Eigenthum verwirkt hat; aber ungeachtet aller Vorstellungen der Freunde, welche ihm namentlich diesen Trostgrund vor Augen führten (denn zu was für Trostgründen greift man nicht, um einen so großen Kummer zu lindern!);

ungeachtet aller dieser Vorstellungen blieb der Herzog untröstlich.

Die Einzige, welche ihn einigermaßen gefaßt und den Vernunftsgründen zugänglich fand, war die Marquise Eulalie d'Estelle, die nicht versäumt hatte, sich ebenfalls einzufinden.

— Mein bester Herzog, Sie können vollkommen ruhig sein! sagte sie mit jenem Lächeln, welchem kein Sterblicher zu widerstehen vermochte. Seien Sie nur vorsichtig! . . . Nicht so viel Ach! und O! . . . Dies könnte das Mißtrauen ihrer Feinde erwecken und setzt sie zugleich in den Augen Ihrer Freunde herab, die nicht begreifen, wie ein Herzog von Beaudreuil eine simple Banquierstochter so betrauern kann.

— Aber ich fürchte! sagte der Herzog.

— Was, wenn ich fragen darf?

— Daß St. Bris sie nicht mit der nöthigen Vorsicht bewacht!

— Sie fürchten, daß sie ihm entwischen könnte?

— Wenn sie ihm entwischen könnte, wäre Alles verloren! sagte der Herzog, bei dem bloßen Gedanken hieran erbleichend.

— Allerdings; aber das ist unmöglich, versicherte die Marquise. Die eigene Sicherheit des werthen Barons ist uns eine Bürgschaft, nicht zu sprechen

von den vielen Louisd'ors, welche er für den Ihrer schönen, jungen Gemahlin gewährten Schutz zu erwarten hat. . . Vielleicht mag sie sich auch schon beruhigt haben. . . . Baron St. Bris ist ein hübscher Mann und kann wohl mehr als einer Bürgerstochter gefährlich werden.

— Marquise, Sie kennen diese Bürgerstochter nicht. . . Nein, sie ist zu stolz!

— Sie fürchten daß sie eine Tragödie spielen wolle? . . . Seien Sie unbesorgt! . . . Mademoiselle Rachel hat unseren Französinnen eine Abneigung gegen alle Heldinnen eingeflößt, denn wer möchte sich wohl so schrecklichen Leiden unterwerfen, wie sie uns darstellt! . . . Wer möchte wohl die traurigen Schicksale einer Lucretia oder Virginia beneiden! . . . Glauben Sie mir, man bringt sich nicht mehr ums Leben, um einem hübschen Mann zu entfliehen, und noch weniger hinterdrein, um seine Schande an sich selbst zu rächen . . . . Heut zu Tage ist man gescheidter als ehedem! . . . Die armen Poeten, sie müssen in der Zeit sehr weit zurückgreifen, um für ihre armseligen Tragödien Stoffe zu finden!

— Es setzt mich aber doch in Erstaunen, daß ich noch gar keine Nachricht von St. Bris erhalten habe, wandte der Herzog ein. . . . Wir haben doch verab=

redet, daß er mir zeitig am Morgen eine Botschaft senden solle!

— Gerade der Umstand, daß Sie noch keine Nachricht erhalten, beweist, daß Alles gut steht! . . . Es wäre zu viel von dem armen Baron verlangt, daß er mitten im Schooße seiner Freuden sich Zeit nehmen sollte uns Bülletins zu senden. Lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen, Herzog! . . . . Ihr tiefer Schmerz hat sie wahrscheinlich verhindert, auf die merkwürdigen Ereignisse des Tages Acht zu geben und dem Donner der Kanonen und Musketen zu lauschen! . . . Wie es scheint, geht es besser als wir uns träumen ließen!

— Es neigt sich mehr zu einer einfachen Emeute, sagte der Herzog, der mit sichtbarem Widerstreben sich auf ein anderes Thema einließ.

— Man behauptet, Ludwig Philipp wage nicht die Nationalgarde zusammenzurufen, und das ist ein gutes Zeichen!

— Allerdings. . . Man behauptet auch, daß Molé in die Tuilerien gerufen worden sei.

— Und man bildet sich ein, daß Molé die Barrikaden umblasen werde! . . . Die Thoren! . . . Alles geht vortrefflich. . . Das einzige, was fehlt, ist, daß der Graf Chambord nicht anwesend, denn dann wäre

Alles entschieden! . . . Apropos, Rigobert, es ist eilf Uhr, und also Zeit für Sie, zum Trauerhause zu fahren, während ich mich zu Berryer begebe.

— Und dann?

— Während Sie die sterblichen Reste Geronnière's vom Katafalk heben und sie zur Madelaine-Kirche führen, erhebe ich Sie auf den Stuhl eines Conseilpräsidenten und führe Sie an das Staatsruder. . . . Unsere Partei muß siegen, und Ihr Glück ist gemacht!

— Sie sind sehr rasch Eulalie! . . . Sie glauben, es werde gelingen?

— Allerdings!

Ein Bedienter trat ein und meldete den Grafen von Vandeul.

— Ein neuer Condolenz-Besuch! sagte die Marquise sich erhebend, um zu gehen.

— O mein Gott, wie langweilig! rief der Herzog, dieser allgemeinen Theilnahme bereits müde.

— Schnell vom Dur zum Moll, Herzog! ermahnte Eulalie, ihm die Hand reichend.

— Adieu, Eulalie! sagte der Herzog, ihr die Hand küssend. Nach dem Begräbniß besuche ich Sie.

— Willkommen, Herr Conseilpräsident! versetzte die Marquise. . . Aber was sehe ich? rief sie lachend.

Sie haben zwei Trauerflore anstatt des einen um Ihren Arm gebunden?

— Ach, meine Zerstreutheit! sagte der Herzog, den einen Flor lösend.

— Es erscheint fast, als wollten Sie mit dem einen Flor eine entführte Gattin betrauern, scherzte die Marquise; oder Sie sind am Ende nicht mehr ein verlassener Gatte, sondern bereits Wittwer! . . . Doch seien Sie getrost; die neue Lucretia stürzt keinen König, nicht einmal einen Herzog! . . . Am besten, sie wäre todt, denn es giebt kein sicheres Sinnbild des Schweigens als das Grab!

— Hm! murmelte der Herzog erbleichend.

— Sie erbleichen zu sehr, Rigobert! sagte die Marquise. Vergessen Sie um Gotteswillen nicht, daß die schwarze Tracht das Antlitz schon bleich macht. . . Auf Wiedersehen!

Die Marquise begegnete im Vorzimmer dem Grafen v. Vandeul, einem Mann von sechszig Jahren, von stolzer Haltung und mit edlen Gesichtszügen.

— Wie befindet sich der Herzog? fragte der Graf.

— Betrübter, als ich ihn mir vorgestellt hatte, antwortete die Marquise. . . . Er hätte doch ahnen können, daß es so kommen werde.

— Weßhalb hätte er dies ahnen sollen?

— Weil Jeder, der Metalle sucht, darauf gefaßt sein muß, auch Schlacke zu finden!

— Geprägte Metalle pflegen doch von Schlacken frei zu sein.

— Aber in schlechten Zeiten prägt man nicht nur edle Metalle!

— Wie verstehen Sie dies, Madame?

— Ich meine, daß man nicht ungestraft Mesalliancen schließt, daß man nicht ungestraft unsere Paläste der Bourgeoisie öffnet, denn das Gold, das sie mit sich bringt, trägt stets das Zeichen der Hand, welche es gescharrt hat.

Die Marquise entfernte sich und der Graf trat ein.

— Auch Sie, Graf Vandeul, haben mich in meinem Unglück nicht vergessen! rief der Herzog, ihm entgegen eilend. Sie erzeigten der armen Verirrten stets so viel Wohlwollen!

— Ich und meine ganze Familie setzten hohen Werth auf die Herzogin! antwortete der Graf.

— Nicht wahr, Sie würden dergleichen nicht von ihr erwartet haben?

— Nein!

— Wie Sie, ahnte auch ich es nicht! . . . O, ich kann es noch jetzt kaum glauben, obgleich es eine Wahrheit ist, eine Wahrheit, die den Tod in meine

Brust gegossen! . . . Graf Vandeul, ich bin unglücklich, entsetzlich unglücklich!

— Ja, Sie sind sehr unglücklich! wiederholte der Graf.

— Aus Gnade, aus Barmherzigkeit, sprechen Sie nicht mehr von ihr! bat der Herzog.

— Ich werde nicht mehr von ihr sprechen! versicherte Vandeul.

Der Herzog wandte sein Antlitz zum Fenster, als wolle er seine Thränen verbergen.

Der Graf folgte ihm mit einem traurigen Blick.

— Ich sah Ihren Wagen bereit halten, sagte er nach einer Pause.

— Ja, es ist wahr, ich hatte ihn vergessen! rief der Herzog. Sind Sie zu Fuß gekommen?

— Ja, und deßhalb wollte ich Sie bitten, Ihren Wagen benutzen zu dürfen.

— Ihre Gesellschaft wird mir Trost und Freude bereiten, sagte der Herzog.

— Gut; so begleite ich Sie. . . Wir haben allerdings noch eine halbe Stunde Zeit, aber es ist ganz in der Ordnung, wenn Sie etwas früher kommen als die Uebrigen!

— Sie hatten Recht; lassen Sie uns sogleich fahren?

Der Herzog und der Graf begaben sich die Treppe hinab und stiegen in den Wagen des ersteren.

Dieser setzte sich in Bewegung.

Während der Fahrt vernahmen beide Herren das Dröhnen von Gewehrsalven und Kanonen, beobachteten aber trotzdem das tiefste Schweigen.

Der Eine schien sich ausschließlich seinem Schmerz zu überlassen, der Andre war zu delicat, um denselben zu stören.

Da dem Wagen des Herzogs trotz der großen in Paris herrschenden Verwirrung und der strömenden Volkshaufen kein Hinderniß begegnete, so hielt er etwa nach zehn Minuten vor der Thür des verstorbenen Bankiers.

Die beiden Diener des Herzogs, mit Trauerflor an Hüten und Armen, öffneten den Wagen und der Herzog und der Graf befanden sich unter dem Portal.

Dasselbe war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, schwere Silberfranzen zierten dasselbe, der Katafalk aber . . .

Ein Sarg kann niemals ein angenehmer Anblick sein, selbst wenn man der Erbe des darin Liegenden ist; aber einen Sarg nicht an der Stelle zu finden,

wo man ihn mit Bestimmtheit erwartet, das ist vielleicht noch unangenehmer.

Der Herzog sah nur den schwarz bekleideten und mit Silberfranzen garnirten Katafalk, auf welchem der Sarg stehen sollte, aber nicht stand.

— Was bedeutet das? fragte er mit etwas unsicherer Stimme den Portier, der mit dem Hut in der Hand, sich tief verbeugend, neben ihm stand . . . Es ist bald eilf Uhr und man hat den Sarg noch nicht herab gebracht!

— Er war bereits hierher gestellt, Monseigneur! antwortete der Portier.

— Er war. . . .? wiederholte der Herzog . . . . War hierher gestellt?

— Wie ist es möglich, daß man die Leiche schon zur Kirche geführt, ohne mich und die Prozession zu erwarten!

— Nein, Monseigneur, das nicht! . . .

— Und wo ist denn der Sarg? fragte der Herzog, das Antlitz abwendend, um die Farbe zu verbergen, vor welcher ihn die Marquise gewarnt hatte.

— Er ist soeben wieder hinauf getragen! antwortete der Portier.

— Wieder hinauf getragen? fragte der Herzog, ein Knie gegen den Katafalk stützend . . . Hinauf ge-

tragen ohne meinen Befehl? . . . Warum hat man ihn hinauf getragen?

— Ich weiß es nicht, Monseigneur; es geschah vor einer halben Stunde . . .

— Auf wessen Befehl ist das geschehen?

— Auf den Befehl der Herzogin! antwortete der Portier.

— Der Herzogin? schrie Beaudreuil.

Graf Vandeul schien die Bestürzung des Herzogs nicht zu theilen, aber der Blick, mit welchem er das Gesicht desselben suchte, ruhte mit tiefem Ernst auf den marmorbleichen Zügen.

— Welcher Herzogin? rief der Herzog, sich Gewalt anthuend, um seine Zunge los zu reißen.

— Hm! antwortete der Portier; was für eine Herzogin sollte es anders sein als Madame la duchesse, Monseigneurs Gemahlin?

Der Herzog sank auf den Katafalk, der, wenn er soeben eine Leiche verloren, eine andere dafür erhalten zu haben schien.

Der Portier verlor seinen Hut und starrte den Herzog verblüfft an!

— Geht hinein und holt mir ein Glas Wasser! befahl der Graf dem Portier. Ihr seht ja, daß der Herzog sich unwohl fühlt!

— O mein Gott! rief der Portier und eilte in seine Loge.

— Ihren Arm, Herzog! sagte der Graf zu Beaudreuil, nachdem der Portier verschwunden . . . . Ich werde Sie zu Ihrem Wagen zurückführen.

Mechanisch nahm der Herzog den Arm des Grafen und ließ sich zum Portal hinaus führen.

— Oeffnet die Wagenthür! befahl der Graf den beiden Bedienten, die bestürzt durch die Jammermiene ihres Herrn dem Befehle gehorchten.

Der Graf war dem Herzog beim Einsteigen behülflich.

— Auf Eure Plätze! rief der Graf den Bedienten zu. Der Herzog fährt nach Hause!

Die Bedienten entfernten sich von der Wagenthür, deren sich der Graf jetzt bemächtigte.

Nachdem die Diener ihre gewöhnlichen Plätze eingenommen, beugte der Graf sich in den Wagen.

— Die Herzogin von Beaudreuil, sagte er so leise, daß nur der Herzog ihn hören konnte, hat die letzte Nacht im Schooße meiner Familie verbracht; augenblicklich verweilt sie in diesem Hause, in welchem die Aerzte eben beschäftigt sind, die Leiche ihres Oheims zu öffnen . . . . Man wollte auch Sie zugegen sein lassen, aber Sie stürzten über den Katafalk, Sie be-

saßen nicht die Karft, die Treppe zu ersteigen und deshalb erschien es mir am besten, wenn Sie zurückkehrten! . . .

— Herzog von Beaudreuil! Sie ein Mörder! Sie ein Schurke! fuhr der Graf fort. Sie und Andere mit Ihnen sind es, welche den Stand entehrt haben, dem Sie unglücklicher Weise angehören! . . . Sie und Ihres Gleichen sind es, welche diesen Stand von der Höhe hinabgestürzt haben, die er auf Grund seiner Geburt und seiner Bildung für immer innehaben sollte! . . . Herzog von Beaudreuil! setzte er hinzu, während Thränen in den Augen des alten Legitimisten perlten, häufen Sie nicht die Schande durch Feigheit! . . . Möge diese Thür, die ich jetzt hinter Ihnen schließe, für Sie die Thür des Grabes sein!

Mit diesen Worten schloß er den Wagen.

— Der Herzog fährt nach Hause! rief er dem Kutscher zu und kehrte in das Haus des Bankiers zurück.

XIV.

Das Kruzifix.

In der Straße de Lille, im Faubourg St. Germain wohnte der Graf Vandeul.

Wie die meisten alten Häuser in Paris hatte auch das Hotel Vandeul seine historische Denkwürdigkeit.

Hier nämlich wohnte und starb der Marschall Massena, nächst Napoleon vielleicht der größte Feldherr seiner Zeit, der sich durch seine zahlreichen Siege auf italienischem Boden den Beinamen l'enfant chéri de la victoire (der Liebling des Sieges) gewann.

Massena überlebte die Restauration, die Wiedereinsetzung der legitimen Königsfamilie, aber er führte nur ein Leben voll Gram und Trauer.

Er war Zeuge aller der Demüthigungen, welche Frankreich erdulden mußte, Zeuge der Zerstörung der alten Armee, des Verlustes der vielen theuer erkauften

Trophäen und des Undanks Derer, welche er beschützt oder denen er gedient hatte.

Wenn ein Massena trauert, so trauert er sich zu Tode, und Massena starb den 4. April 1817, kaum neun und funfzig Jahre alt.

Dieses Hotel oder Haus also bewohnte jetzt der Graf von Vandeul mit seiner Gattin und einer achtzehnjährigen Tochter, der schönen Diana, dem jüngsten und einzig noch lebenden der sechs Kinder, mit welchen diese echt legitimistische Familie gesegnet worden war.

Adelaide Geronnière und Diana von Vandeul waren Pensionskameradinnen gewesen; sie hatten in jener Zeit eine enge Freundschaft geschlossen, die allerdings nach Schluß ihrer Pension einige Unterbrechung erlitten, weil es nicht mit dem legitimen Prinzip übereinstimmte, daß die Tochter des Grafen Vandeul so vertraut mit der Nichte eines Bankiers umgehe, mochte dieser so reich und mächtig sein, wie er wollte.

Adelaidens Vermählung mit dem Herzog von Beaudreuil hatte nun freilich diese kleine Kluft wieder ausgefüllt, doch war die Freundschaft dadurch doch nicht ganz die alte geworden.

Graf Vandeul und seine Gattin gehörten zu den starrsten Legitimisten; auch sie waren reich gewesen,

hatten aber durch allzu große Wohlthätigkeit den größten Theil ihres Vermögens zerstört; jetzt lebten sie daher sehr eingezogen und wenn sie auch vergaßen, daß sie reich gewesen, vergaßen sie doch das Wohlthun nicht.

Die Herzogin von Beaudreuil konnte daher keine bessere Freistatt wählen, als sie nach dem entsetzlichen Auftritt in dem unterirdischen Salon des Herrn Bredot sich, begleitet von ihrem Retter Armand Cambon, in das Hotel des Grafen Vandeul begab.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß sie mi offenen Armen von dieser edlen Familie empfangen wurde, und daß Diana ihre Thränen mit denen der Freundin mischte, als diese ihr Abenteuer erzählte.

Der Graf und die Gräfin gingen sogar so weit, daß sie mit Wärme die Hand des jungen Arbeiters drückten und ihn mit den heißesten und reichsten Lobsprüchen überhäuften.

Auch Diana, die den jungen Mann mit der höchsten Bewunderung betrachtet, unterließ nicht, ihrer Freundin zu gestehen, daß der Heldenmuth desselben nur durch seine Schönheit übertroffen werde . . .

Es war etwa 4 Uhr Nachmittags.

Die beiden Pensionsfreundinnen befanden sich allein in Diana's Boudoir, dessen goldene Krystall-

Lampe ihren klaren Schein über den weißen, kleinen Marmortisch warf, an welchem Beide Platz genommen.

Mitten auf der Marmorscheibe lag ein kleines Kruzifix von der Länge eines Fingers; das Kreuz desselben war von Ebenholz, das Bild des Erlösers von Gold.

— Und Du sagst, liebe Diana, daß Derjenige, der dieses Kruzifix auf seiner Brust trägt, gegen Feuer und Schwert geschützt sei? fragte Adelaide lächelnd.

— Ich wiederhole nur, was mir der spanische Mönch sagte, als er mir in Madrid die beiden Kruzifixe verkaufte, antwortete Diana.

— Die beiden Kruzifixe? wiederholte Adelaide. Es giebt also zwei solche?

— Ja, es existiren zwei, antwortete Diana erröthend, denn Diana's Wangen waren in der Regel fast ebenso bleich wie die der jungen Herzogin.

— Du hast also das andere fortgegeben? fragte Adelaide.

— Ja, antwortete Diana, während ihre Wangen sich noch höher färbten.

Jetzt war an Adelaide die Reihe, Diana zu fixiren.

Die letztere stützte die Stirn in die Hand, Adelaide aber sah, wie die rothe Farbe schnell wieder ihrer krankhaften Blässe wich; sie hörte, wie furchtbar Diana sich bemühte, den schwindsüchtigen Husten zu ersticken, der ihre Brust erschütterte.

— Du leidest, Diana! sagte Adelaide, ihren Arm um den Nacken der Freundin legend .... Du, die Du eine so innige Theilnahme für meine Leiden zeigtest, wirst mir auch vergönnen, an den Deinigen Theil zu nehmen! ... Du hast kein Vertrauen zu Deiner Kindheitsgespielin; Du kränkst mich. Diana!

— Wie sollte ich kein Vertrauen zu Dir haben, antwortete Diana, ihr Antlitz an die Brust der Freundin lehnend.

— So gieb mir einen Beweis davon! ... Nenne mir den geheimen Schmerz, der Dich verzehrt! ... Wer weiß, vielleicht gelingt es mir, ein Heilmittel zu finden!

— Kein Heilmittel, aber vielleicht einigen Trost, und der Trost ist ja ein Kind des Himmels! seufzte Diana.

— Sprich, Diana, denn Du redest zu einem Herzen, das Dich liebt!

— Wohlan denn, Adelaide, sagte Diana, einen Blick im Boudoir umher werfend.

— Nun?

— Ich liebe! flüsterte Diana . . . Ja, Adelaide, ich liebe!

— Du liebst? rief Adelaide betroffen.

— Ja, aber ich liebe ohne Hoffnung, und ist Liebe ohne Hoffnung nicht Verzweiflung?

— Meine arme Diana! rief Adelaide, sich enger an sie schmiegend.

Diana schien nicht zu wissen, wie sie ihre Erzählung einleiten sollte, endlich schien sie Worte zu finden.

— Vor einem Jahre etwa war ich mit meinen Eltern in Versailles und besuchte die dortige große Gemälde-Galerie. Ueberall sah ich mich in einiger Entfernung von einem jungen Manne mit den edelsten Gesichtszügen und ritterlicher Haltung verfolgt. . . . Er war, wie ich bald darauf erfuhr, ein Lieutenant der Kuirassire, Namens Jourau, Ritter der Ehrenlegion, welche er sich auf dem Schlachtfelde verdient. . . .

— Der junge Mann, fuhr Diana fort, begegnete mir seitdem fast auf allen meinen Wegen, wagte aber niemals, sich mir zu nähern. Diese Schüchternheit machte ihn mir noch interessanter; ich konnte nicht unterlassen, ihm dann und wann einen Blick zuzu-

werfen. . . . . Vielleicht mag dieser Blick etwas Ermuthigendes enthalten haben, denn seine Augen strahlten jedesmal und er eilte fort, als sei ein Blick von mir genug gewesen, ihn glücklich zu machen. . . . Ich fühlte mich immer mehr zu ihm hingezogen; Tag und Nacht träumte ich von ihm.

— Er liebt Dich also, und Du nennst Deine Liebe hoffnungslos? fragte Adelaide.

— Jourau ist der Sohn eines armen Handwerkers im Faubourg du Temple; als simpler Soldat hat er sich in wenigen Jahren zum Lieutenant aufgeschwungen. Er besitzt also kein anderes Wappen als sein Schwert, keinen anderen Reichthum als sein Ehrenkreuz, keine andere Ahnen als seine Tugend, denn Jourau ist nicht allein seines Muthes, sondern auch seiner edlen Denkweise wegen beliebt.

— Aber er hat mit Dir gesprochen?

— Gestern zum ersten Male, denn er weiß, daß seine Liebe ebenso hoffnungslos ist wie die meinige.

— Aber wissen Deine Eltern nichts davon?

— Sie haben gesehen, daß seine Schritte mir und meine Blicke ihm folgten, aber sie haben nichts gesagt und werden auch nichts sagen, denn sie wissen wohl, daß ich schweigen werde. . . . Sie wissen, daß die Tochter des Grafen von Vandeul nicht gegen die

Achtung fehlen kann, welche sie ihrer Familie schuldig; sie wissen auch, daß Jourau es niemals wagen wird, zu ihnen zu treten und meine Hand zu begehren.

— Aber Du sagtest, Du habest gestern mit ihm gesprochen?

— Ja, und zwar zum erstem Male! Ich saß an dem geöffnetem Fenster, denn die Wintersonne war milde und wohlthuend. Da hörte ich den Hufschlag eines Pferdes und blickte auf die Straße hinab. Ich begegnete Jourau's Blick. Er war in Uniform, zu Pferde und wie zum Kampfe gerüstet.

— Verzeihen Sie, sagte er, aber meine ersten Worte, an Sie gerichtet, werden auch meine letzten sein. Ich habe die Ordre zu einem Kampf erhalten, in welchem ich nicht siegen will; meine Pflicht erfüllend, will ich sterben, und ich ahne, daß ich sterben werde. Vorher aber wollte ich von Ihren Lippen hören, ob Sie mir des Gefühles wegen zürnen, das ich Ihnen zu widmen gewagt. Ich habe das Gefühl absichtlich nicht erstickt, weil es meine einzige Seligkeit war, und komme nun, Sie nur um ein Wort, um ein Ja oder Nein, so offen wie Ihr Blick, so rein wie Ihr Herz, zu bitten!

— Und was antwortetest Du ihm? fragte Adelaide in höchster Bewegung.

— Ich antwortete ihm, was ich ihm zu antworten gewagt haben würde, wenn selbst meine Eltern zugegen gewesen wären. . . . Jourau, sagte ich zu ihm, ich kann Niemandem zürnen, am wenigsten dem, welchen ich liebe. . . . Aber Sie dürfen nicht sterben, wenn Sie wollen, daß ich leben soll. . . Obgleich getrennt, wollen wir dennoch für einander leben!

Mit beifallstrahlendem Blick küßte Adelaide ihre Freundin.

— Während ich zu Jourau sprach, fuhr Diana fort, fiel mein Blick auf die beiden Kruzifixe, welche zufällig am Fenster lagen. Ich nahm eins von ihnen und streckte es zum Fenster hinaus über Jourau's Haupt. Dieses Amulet, sagte ich ihm, wird Ihr Leben schützen, das seit diesem Augenblick auch mir gehört. Zwischen uns Beiden erhebt sich die Erde, aber zwischen unsern Gedanken, unsern Gefühlen giebt es nur die Luft, die Sonne und den Himmel, und diese hindern nicht die Vereinigung der Seelen. . . Nehmen Sie das Amulet; es ist von meinen Thränen genetzt, von meinen Gebeten erwärmt. . . . Nehmen Sie es, Jourau; siegen und leben Sie!

— Jourau nahm das Kruzifix und barg es an

seiner Brust. Wie der Wind verschwand er.... Ich habe ihn seitdem nicht gesehen!

— Edles, reiches Herz! rief Adelaide. Er wird zurückkehren, denn zwei Engel schützen ihn, das Bild des Erlösers und das Deinige!.... Fasse Muth, Diana, und verzweifle nicht!

Diana warf sich in die Arme der Freundin. Lange noch plauderten Beide von Jourau.

— Diana, sagte endlich die Herzogin, wenn ich Dich nun um dies andere Kruzifix hier bäte, würdest Du es mir geben?

— Ja, Adelaide! antwortete Diana, unter Thränen lächelnd. Nimm es!

— In einer Stunde siehst Du mich wieder, fuhr die Herzogin fort und indem sie das Kruzifix im Busen verbarg, verließ sie Dianas Zimmer, um in das des Grafen Vandeul zu eilen.

Dieser saß an seinem Schreibtisch. Als er Adelaide eintreten sah, erhob er sich und ging ihr entgegen.

— Herr Graf, begann Adelaide, ehe ich noch die Beweise Ihrer Güte und Ihres Wohlwollens für mich erhielt, wußte ich, daß Sie ein edler Mann sind, ein Mann von Herz und Ehre.

— Ihr Lob schmeichelt mir, weil ich Sie hoch-

schätze, Herzogin! antwortete der Graf, indem er sie zum Sopha führte und neben ihr Platz nahm.

— Werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich offen zu Ihnen spreche?

— Gewiß nicht, Madame! Was aus Ihrem Munde kommt, kann nur Gutes sein.

— Es handelt sich um Ihre Tochter, Herr Graf.

— Um meine Tochter?... Ich höre!

— Diana leidet... leidet tief!

— Ich weiß es.

— Dieses Leiden trägt den Tod in seinem Schooße, wenn man es nicht bei Zeiten heilt.

— Es ist möglich, antwortete der Graf mit leisem Zittern der Stimme.

— Diana liebt einen Mann, der ihrer Liebe würdig ist.

Der Graf schaute die Herzogin etwas verwundert an.

— Auch das weiß ich! sagte er endlich.

— Dieser Mann wird nicht nur ihr Glück sein, sondern er ist auch im Stande, ihr ein Loos zu bereiten, wie es ihr Stand erfordert.

Der Graf blickte die Herzogin abermals an, aber weniger erstaunt als vorher.

— Wenn ich Sie recht verstehe, sagte er, so

wollen Sie mir andeuten, daß der junge Mann reich sei?

— Er ist reich, Herr Graf!

— Sie kennen also den jungen Mann, Madame? fragte der Graf.

— Ich weiß, daß er reich ist! antwortete Adelaide mit leichtem Erröthen.

— Ich glaube beinahe, Sie sind im Stande, mir auf Heller und Pfennig anzugeben, wie viel dieser Lieutenant besitzt, sagte der Graf lachend.

— Das kann ich allerdings nicht, aber ich weiß, daß er reicher ist, als die meisten jungen Leute in Frankreich!

Der Graf betrachtete die Herzogin lächelnd; diese wurde hierdurch immer mehr verlegen.

— Wenn ich Sie fragte, Madame, fuhr der Graf fort, ob der junge Kuirassier-Offizier einen reichen Oheim in Ostindien gehabt, so würden Sie, falls Sie aufrichtig sein wollen, mir antworten, daß die reichen Onkel als altmodisch längst ausgestorben.... Wenn ich Sie fragte, aus was Afrika's Wüsten bestehen, so würden Sie mir antworten, sie bestehen aus allerlei Sand, den Goldsand ausgenommen... Höchstens findet man dort ein kleines Kreuz der Ehrenlegion, das man in der Verfolgung eines fliehenden Kabylen

aufrafft... Eine mäßige Belohnung, aber ganz der Mühe entsprechend!... Madame, setzte der Graf ernster hinzu; der Mann, von welchem Sie sprechen, glänzt aus Ihrem eigenen guten Herzen, aber Sie haben vergessen, daß, wenn Graf Vandeul für das Gold schwach wäre, er nicht sein schönes Schloß in der Bretagne hätte verkaufen brauchen, das er so sehr betrauert!

Adelaide sah zu ihrer Verzweiflung ein, daß sie verletzt hatte, anstatt zu versöhnen, und daß sie sich vom Ziel entfernt, anstatt ihm näher zu rücken!

— Gnade, Herr Graf! Gnade für Diana! rief sie, sich vor ihm auf die Knie werfend und ihm das kleine Kruzifix entgegenstreckend. Gnade um dessen willen, der für uns Alle gestorben, der uns nur nach unsern Herzen richtet!... Erbarmen Sie sich Ihrer Tochter, denn sie leidet, sie wird sterben!

— Sie setzen mich in Verlegenheit, Herzogin! sagte der Graf, indem er Adelaide aufrichtete und ihre Hand küßte. Entweder Diana vermählt sich ihrem Stande gemäß oder sie vermählt sich niemals.... Sie bedienen sich starker Mittel, Madame, indem Sie das Kruzifix anrufen! Aber Gott wohnt nicht allein in dem Kreuz, er wohnt in der ganzen Natur.... Er hat dem Golde seinen Platz gegeben und auch dem

Eisen. . . Er vermischte beide nicht, denn er weiß, daß jedes von ihnen getrennt nur seinen Werth hat. . . So ist es auch mit den Geschlechtern der Erde, und so wird es ewig bleiben!

— Aber ohne das Eisen hätte das Gold ewig in seinem Felsen geschlummert! antwortete Adelaide; nur das Eisen hat seinen Kerker geöffnet, und beide helfen und stützen sich einander. . . . O Graf Vandeul, anstatt lächelnd in das Paradies von Ihrer Tochter Glück zu blicken, wollen Sie an Ihrem Grabe weinen! Anstatt in Ihrer Todesstunde von Ihrem Kinde gesegnet zu sein, wollen Sie das Glück desselben zerstören! . . .

— Madame! unterbrach sie der Graf, sich erhebend. Sprechen Sie nicht mehr von dieser unangenehmen Angelegenheit. . . Man hat uns aller unserer Rechte beraubt, aber man wird uns das Eine nicht nehmen, nämlich das Recht, in unserm Hause nach Belieben und bester Einsicht zu schalten. . . . Möge meine Tochter, die Comtesse Vandeul, sterben, wenn sie nicht leben kann!

Mit diesen Worten nahm der alte Legitimist die Hand der Herzogin, küßte dieselbe und begleitete Adelaide zur Thür.

— O mein Gott! seufzte sie, als sie draußen stand.

Giebt es denn keine Tugend, die stark genug, der Macht des Vorurtheils zu trotzen?...

— Arme Adelaide! hörte sie plötzlich Diana's Stimme; ich wußte, wohin Du gingst, und ich wußte, wie hoffnungslos dieser Weg war... Du gutes Herz ... Laß uns dulden und ... schweigen!

XVII.

Das andere Kruzifix.

Es klopfte an die Thür des Boudoirs und Diana's Kammerjungfer trat ein.

— Die Person, welche die Frau Herzogin erwartet und nach der sie mehrmals gefragt, ist angekommen, meldete die Zofe.

— Welche Person? fragte Adelaide zerstreut.

— Ich erinnere mich seines Namens nicht mehr, es ist aber derselbe, der gestern hier war, der junge Arbeiter.

— Ach, Armand Cambon! rief die Herzogin und verließ das Boudoir.

Als Adelaide das kleine Kabinet betrat, in welchem sie ihre Wohnung aufgeschlagen, fand sie Armand, der an der Thür stand und sie erwartete.

Das kleine Gemach war von einer Lampe beleuchtet, deren großer, die matt geschliffene Glaskuppel be-

deckender Schirm das Zimmer in ein Halbdunkel hüllte, welches das sonst so geschmackvolle Kabinet etwas düster machte.

Die Herzogin schritt an dem jungen Mann vorüber, dessen Gestalt durch den Schatten fast unsichtbar gemacht wurde. Sie setzte sich in einen Fauteuil, ganz in der Nähe des Tisches, auf welchem die Lampe stand.

Adelaide schien zerstreut und dies war sie in der That. Ihre ganze Seele war noch mit der Freundin beschäftigt, die sie im Boudoir zurückgelassen, sie schien den eigenen Freund vergessen zu haben, der ihr augenblicklich doch so nahe war.

Beide Arme auf den Tisch stützend, barg sie ihr Antlitz in den Händen.

Unser Held bemerkte, daß eine neue Unannehmlichkeit der jungen Dame zugestoßen sein müsse; er brannte vor Verlangen, dieselbe kennen zu lernen, wagte aber doch nicht das Schweigen zu unterbrechen, dessen sie zu bedürfen schien.

In wie fern Armand etwas unangenehm dadurch berührt ward, daß sie ihn nicht bemerkte, obgleich sie doch von seiner Anwesenheit benachrichtigt worden, das wissen wir nicht; so viel aber ist gewiß, daß er der Stütze bedurfte, welche ihm der Thürpfosten gewährte.

Nach und nach ward indeß das Schweigen langweilig. Die junge Dame ließ die Stirn in den Händen ruhen, der junge Mann blieb an den Thürpfosten gelehnt und führte zuweilen seine Hände an die Stirn.

Hätte nur ein einziger Strahl der Lampe auf seine Gesichtszüge fallen können, so würde derselbe dieses Antlitz eben so bleich gefunden haben, wie das der Herzogin.

Endlich tastete Armand's Hand nach dem Schloß der Thür.

— Madame, sagte er, das Schweigen brechend, Sie befahlen mir gestern, heute um ein Uhr hierher zu kommen; leider war es mir unmöglich, mich früher als jetzt einzufinden. . . Vielleicht befehlen Sie, daß ich ein andermal wiederkomme?

Entweder war Armand's Stimme zu matt, als daß sie hätte gehört werden können, oder das Gehör der Herzogin war ebenso abwesend wie ihre übrigen Sinne.

Abermals verfloß eine Minute tiefsten Schweigens.

Endlich begannen die auf den Tisch gestützten Arme sich zu bewegen, das bisher versteckte Antlitz zeigte sich. Der Tisch bekam Leben.

— O mein Gott! rief Adelaide, indem sie den grünen, das Zimmer beschattenden Schirm von der

Lampe nahm. Ich vergaß, daß Sie hier sind!... Kommen Sie näher, Armand!... Näher an diesen Tisch, mein Freund! Ich habe ja so viel mit Ihnen zu sprechen!

Jetzt aber war der Thürpfosten eben so stumm geworden, wie es der Tisch gewesen.

Die Herzogin erhob sich und ging zur Thür. Sie sah, daß sie allein im Kabinet war.

— Unbegreiflich! sagte sie zu sich selbst... Ich meinte doch, er sei hier!... Um Gotteswillen, was ist das?

Die Herzogin entdeckte auf dem der Thür zunächst befindlichen Stuhl eine Männermütze von gewöhnlichem Zeug.

— Es ist Jemand hier gewesen! sagte sie, die Mütze betrachtend... Aber... ewiger Himmel! setzte sie, an allen Gliedern zitternd, hinzu.

Die Sache war die, daß der Blick der Herzogin, der das Innere der Mütze geprüft, entdeckte, daß dieselbe mit Blut befleckt war.

Adelaide ließ die Mütze fallen und eilte hinaus.

Sie stürzte durch einen kleineren, schwach von einer Ampel erleuchteten Salon und befand sich bald in einem Vorzimmer. Hier erstarrte sie fast vor dem Anblick, der sich ihren Augen bot.

Die Dienerschaft hatte sich um einen Stuhl gruppirt, auf welchem ein junger Mann saß, dessen Tracht der Arbeitsklasse angehörte, dessen herabhangende Arme jedoch eine in Ohnmacht gefallene Person verriethen.

— Das ist der junge Mann, der so eben aus dem Kabinet der Frau Herzogin gekommen, sagte ein Bedienter. Als er das Vorzimmer hier erreichte, sank er zu Boden... Er hat ein großes Loch im Kopf, aber er muß es schon mit hierher gebracht haben, denn man sieht deutlich, daß die Wunde schon verbunden gewesen.

— Himmel, er ist todt! schrie Adelaide, indem sie sich zum Erstaunen der Dienerschaft vor dem Stuhl niederwarf, die beiden Hände des Ohnmächtigen erfaßte und sie konvulsivisch an ihre Brust drückte.

— Todt? wiederholte der Diener.... O nein, Ew. Gnaden, er schlug so eben noch die Augen auf ... Aber vielleicht ist es am besten, den Arzt holen zu lassen.

— Den Arzt? fiel ein Anderer der Dienerschaft ein. Wie soll man bei der in den Straßen herrschenden Verwirrung einen Arzt finden!... Am besten wär's, wir brächten ihn in unsere Kammer hinab und pflegen ihn, so gut es angeht.. Ah, jetzt öffnet er die Augen wieder!

Die Herzogin erhob sich vom Boden und beugte sich über den Besinnungslosen; sie lauschte auf seinen Athem und legte ihre Hand auf sein Herz.

— Tragt ihn sogleich auf mein Zimmer! befahl Adelaide.

Die Dienerschaft blickte, erschreckt durch so viel Menschenliebe der Herzogin die junge Frau ganz verdutzt an. Trotzdem gehorchte man schweigend und gleich darauf lag Armand auf einem weichen Divan.

— Eine Börse mit Gold für den, der einen Arzt findet! rief Adelaide.

Alle Diener stürzten gleichzeitig zur Thür. Nur eine Dienerin blieb und vereinigte ihre Sorgfalt mit der der Herzogin, um den Bewußtlosen zum Leben zurückzurufen.

Man übergoß ihn mit Essenzen, mit dem kostbarsten Eau de Cologne, dem theuersten Vinaigre de toilette und anderen Wohlgerüchen, welche zur Toilette einer Prinzessin ausgereicht hätten.

Aber nicht genug hiermit; man mußte ihm auch das verwundete Haupt verbinden.

Die Dienerin war rathlos, denn woher sollte man in der Eile Charpie nehmen? Adelaide ihrerseits wußte zu helfen. Sie machte aus einem nagelneuen Cachemirshawl eine Binde und Charpie aus Brüsseler Spitzen.

Alles war jetzt angewandt, das bleiche Haupt gut verbunden und verwahrt.

Ach, welch feine Züge! schwärmte jetzt die Kammerjungfer, das schöne, bleiche Antlitz des Jünglings betrachtend, das vollständig mit Cachemir und Brüsseler Spitzen garnirt war.

— Aber diese so lange anhaltende Ohnmacht erschreckt mich! sagte die Herzogin, die so gern Leben in diesem Antlitz sehen wollte und sich so dicht über dasselbe beugte, daß ihre Lippen fast seine Haut berührten.

In kritischen Augenblicken muß ja Alles versucht werden. Man mußte aber ein Stein sein, um bei dieser Berührung nicht lebendig zu werden.

Armand öffnete endlich die Augen und begann umher zu starren.

Er murmelte einige unzusammenhängende Worte; er lag offenbar in den Phantasien des Wundfiebers. Adelaide glaubte in den letzteren auch den Namen Felix wiederholt zu hören. Sie erinnerte sich, daß ihre Kammerjungfer ihr zuweilen diesen Namen genannt, und war einigermaßen besorgt, als Armand in seinem Delirium ihn fortwährend „armer unglücklicher Felix" nannte.

Adelaide hatte im Verlaufe des Tages mehrmals

einen Boten nach dem Hotel des Herzogs geschickt, um Colette, ihre Kammerjungfer holen zu lassen, aber das war bis jetzt vergeblich gewesen... Wo war die arme Colette geblieben und was war ihr Schicksal, seit Adelaide von ihr getrennt worden?

Endlich trat in Armand's Phantasien auch der Name „Adelaide" auf. Die Herzogin erbleichte, als sie den Verwundeten mit solcher Begeisterung ihren Namen rufen hörte.

In ihrer Verlegenheit legte sie dem Ohnmächtigen die Hand auf den Mund. Mehr als ein elektrischer Funke flog von dieser kalten Hand zu dem warmen Mund; die Wirkung konnte nicht unterbleiben.

Armand verstummte. Die Fieberröthe, welche auf seinen Wangen flammte, ward schwächer, seine Augen, die so wild umher geschaut, wurden milder in ihrem Ausdruck.

Langsam führte er seine Hände zu den Spitzen, welche sein Antlitz umhingen und tastete verwundert an denselben herum.

— O mein Gott, wo bin ich? rief er endlich, sich von dem Divan aufrichtend... Wo bin ich? ... Ach ... Die Herzogin! ... Verzeihung! Verzeihung!

Armand hatte den Divan verlassen, seine Knie

sanken auf den Boden und flehend streckte er seine Hände zu Adelaide hinauf.

Diese gab der Kammerjungfer einen Wink. Dieselbe entfernte sich.

— Beruhigen Sie sich, Armand; Sie sind bei Freunden, sagte Adelaide, sich ihm nähernd. . . Sie sind außer aller Gefahr, und ich danke Gott dafür. . . Sie erkennen mich wieder . . . Sie befinden sich wohler. . . O Gott, wie Sie mich erschreckt haben! . . . Wie ich für Sie gezittert habe!

Adelaide reichte ihm bei diesen Worten die Hand. Armand blieb in seiner knieenden Stellung; seine Hände falteten sich.

— Verzeihung! Verzeihung! waren die einzigen Worte, welche er zu stammeln vermochte.

Diana von Vandeul blieb lange allein, nachdem Armand das kleine Boudoir verlassen, und lehnte sich fast unbeweglich in die Sophaecke.

Plötzlich klopfte es wieder an die Thür und zum zweiten Male trat ihre Kammerjungfer ein.

— Ein Offizier der Kuirassiere bittet um die Ehre eintreten zu dürfen! meldete die Kammerjungfer.

— Ein Offizier der Kuirassiere? rief Diana, sich schnell erhebend. Sein Name! Sein Name!

— Herr Rodin! antwortete die Kammerjungfer.

— Rodin! wiederholte Diana, wieder in das Sopha zurücksinkend. . . Ich kenne ihn nicht! Diana preßte beide Hände ängstlich auf die Brust.

Ein junger Kuirassier-Offizier in voller Uniform trat über die Schwelle und schloß die Thür hinter sich.

— Mein Herr, ich verstehe nicht, was dies bedeuten soll! sagte die ahnende Diana mit eisiger Kälte. Haben Sie die Güte, Ihre Angelegenheit mit möglichster Kürze und ohne Einleitung mir mitzutheilen!

— Heute um die Mittagszeit, begann der Offizier, fiel der Lieutenant Albert Jourau, von einer Musketenkugel in die Brust getroffen, im Kampfe mit den Insurgenten. . . . Sterbend trug er mir auf, dieses Kreuz in die eigenen Hände des Fräulein von Vandeul zu legen.

Mit diesen Worten nahm der Offizier ein kleines Packet hervor und näherte sich mit diesem dem Sopha.

— Und der Lieutenant Jourau ist jetzt todt? fragte Diana, ohne das leiseste Zittern ihrer Stimme zu verrathen.

— Ja, mein Fräulein! antwortete der Offizier... Vor zwei Stunden habe ich dem armen Kameraden die Augen zugedrückt.

— Ihre Hand, mein Herr!

Der Offizier reichte ihr mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung die rechte Hand.

— Mit dieser Hand haben Sie ihm die Augen geschlossen? fragte Diana mit leiser Stimme.

— Ja, mein Fräulein!

— Ich danke Ihnen! sagte sie, die Hand des Offiziers mit ihren beiden Händen umschließend... Doch verzeihen Sie mir... Leben Sie wohl!...

Der Offizier verbeugte sich abermals, trocknete eine Thräne, welche sich aus seinem Auge hervordrängte und ging.

Als Diana sich wieder allein befand, riß sie das kleine Päckchen auf, führte das Kruzifix an ihre Augen und warf sich auf das Sopha zurück, indem sie das Kruzifix und ihr Antlitz in dem weichen Kissen verbarg.

So lag sie eine Stunde lang da, bis die Herzogin wieder in das Boudoir trat.

Diana sprang auf.

— Adelaide! rief sie, ihr entgegen eilend. Gieb

mir das Kruzifix zurück, das Du von mir erhieltest!

Adelaide blickte ihre Freundin verwundert an.

— Dieser spanische Mönch hat die Unwahrheit gesprochen! fuhr Diana fort, denn diese Kruzifixe schützen nicht vor Feuer und Schwert... Sie tragen den Tod in die Brust dessen, der sie trägt!... Gieb mir das Kruzifix wieder, Adelaide!

— Um des Himmels willen, was ist geschehen? .... Weshalb willst Du dieses Geschenk zurück haben?

— Hast Du nicht gehört? Sie bringen Demjenigen den Tod, der sie trägt!... Wo ist das Kruzifix?... Adelaide, gieb es zurück!

— Ich verstehe Dich nicht, beste Diana!... Es ist nicht mehr in meinem Besitz!

— Großer Gott! Du hast es nicht mehr?

— Nein Diana!

— Du hast es fort gegeben?

— Ich that es! antwortete Adelaide, ein wenig verlegen.

— O Gott! So hast Du es ihm gegeben? rief Diana. Du hast es dem jungen Mann gegeben, Deinem Befreier, Deinem Retter, nicht

wahr? . . . . . Du hast es Armand Cambon gegeben?

— Ja, antwortete Adelaide mit purpurrothen Wangen.

— Unglückliche, so hast Du ihm den Tod gegeben, der Dein Leben rettete! . . . . Arme, arme Adelaide!

— Aber, Diana, Du erschrickst, Du tödtest mich! . . . Was ist in meiner Abwesenheit geschehen? . . . Sprich, Diana!

— Sieh hier das andere . . . das andere Kruzifix! rief Diana, ihrer Freundin das Kruzifix zeigend, welches ihr der Offizier übergeben. Man hat es mir zurückgebracht, man hat es von einer edlen Brust, von einem treuen Herzen genommen. . . . . Du wirst weinen, wirst zittern wie ich, Adelaide, wenn auch Du das Deinige zurück erhalten wirst!

— Doch nein! setzte sie hinzu, indem sie mit einem sanften Blick in das Auge der Freundin schaute; nur ich bin ja die Verurtheilte, nur ich bin von Ketten gefesselt, welche der Tod allein trennen kann! . . .

— Du Adelaide, Du bist frei, und in Deiner Freiheit liegt das ganze Glück Deines Lebens. . . .

Aber auch ich werde dereinst frei sein, und dann werde auch ich vermählt werden. . . . Ja, Adelaide, meine Freundin, meine Schwester, es wird eine Vermählung werden, aber eine Vermählung zwischen zwei Gräbern! . . .

XVIII.

Ein Morgenbesuch in St. Germain.

Der Faubourg St. Germain, das Hauptquartier der vornehmen Legitimisten, lag in tiefster Ruhe, während drüben jenseits der Seine der unseligste Kampf der Revolution wüthete und seine blutigen Schrecken über das arme Paris verbreitete.

St. Germain lauschte mit verhaltenem Athem, aber mit strahlenden Augen, denn auch dort hoffte man den Sturz des von ihnen gehaßten Ludwig Philipp.

Bei jedem Schuß, welchen man fallen hörte, glaubte man einen Stein aus der Grundmauer der Juli-Dynastie fallen zu hören; man war also in der äußersten Spannung und hielt sich bereit, die Früchte dieses unseligen Kampfes zu ernten.

Die einzige nicht ganz Glückliche im ganzen Faubourg

St. Germain war vielleicht die schöne Marquise Eulalie d'Estelle.

Einsam in ihrem kostbaren Boudoir, maß sie den schönen Gobelin-Teppich mit ihren bewundernswürdigen kleinen Füßen und den purporrothen, goldgestickten Sammetschuhen.

Bald schloß sie die Diamant-Agraffe des seidenen Gürtels, der ihr Morgengewand von weißen Spitzen zusammen hielt, und zwar so eng, als müßte ihr der Athem vergehen; bald löste sie die Schärpe gänzlich, so daß das Spitzengewand nachlässig sich um ihre wunderbare Gestalt drapirte wie das klassische Gewand einer antiquen Statue.

Unruhig hob und senkte sich ihr blendender Busen, der vielleicht selbst für eine Morgentoilette allzu sehr entblößt war, was aber ein Bewunderer schöner Formen sicherlich entschuldigt haben würde.

Schatten um Schatten jagten über die schönen Lilien ihrer Wangen, ohne daß sie deren wollüstige Schönheit verdunkeln oder den großen schwarzen Augen ihren hinreißenden Glanz entziehen konnten.

Eulalie erschien fast schöner als sonst in diesem herrlichen Schattenspiel.

Erscheint doch auch die Blume immer schöner, oder ist doch wenigstens ihr Duft feiner in dem

Augenblick, wo eine Wolke sie vor der glühenden Sonne schützt!

Die Marquise blieb während ihrer Promenade oft vor einem kleinen vergoldeten Tisch mit etwas phantastischer Mosaik-Platte stehen.

Es waren indeß keineswegs die phantastischen Figuren, die chinesischen Kahlköpfe mit langen Zöpfen und die chinesischen Fuße mit viereckigen Schuhen, auf welchen ihre Blicke ruhten.

Gerade auf einem dieser Kahlköpfe lag nämlich ein kleines erbrochenes Billet.

Oft, sehr oft blickte sie auf dieses Billet, öffnete, las es und legte es wieder zusammen. Es schien, als komme sie immer wieder auf dieses Billet zurück.

Was, um Gotteswillen, konnte dieses Billet enthalten?

Ein Liebesbrief konnte es nicht gut sein, denn die Marquise würde es in diesem Falle flüchtig überblickt und dann in den Marmor-Kamin geworfen haben, dessen Flamme das Cedernholz verzehrte und das Zimmer mit Wohlgeruch erfüllte.

Nie kann ein unglücklicher Liebesbrief ein kostbareres Grab finden als in einer solchen Cederholz-Flamme.

Aber, nochmals: was war denn das für ein seltsames Billet?...

Wiederum öffnete es die Marquise, vielleicht zum zwanzigsten Male.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um unsere Neugier zu befriedigen, und lesen folgenden Inhalt:

„Eulalie!

Alles ist entdeckt und Alles ist verloren! Die Herzogin ist frei und wohnt bei dem Grafen Vandeul.

St. Bris und Bredot sind gefangen und wohnen in den Kellern des Justizpalastes.

Ich habe mich gerettet und wohne, wenn Sie Dieses lesen, im Grabe.

Retten auch Sie sich auf dieselbe Weise sofern Sie es nicht vorziehen in St. Lazare zu wohnen inmitten der Schande und der Erinnerung an Den, dessen Untergang Sie verschuldet.

Rigobert."

Dies waren die wenigen Zeilen, welche die Marquise gar nicht genug zu lesen vermochte, daß sie aber nach gerade wohl aus dem Kopfe wußte.

— Also auf dieselbe Weise! sagte sie für sich oder vielmehr, sie dachte es. Linkischer Mensch! Unbehülflicher, rathloser Thor bis in den Tod hinein!...

Du willst, ich soll sterben . . . Ich, ich soll sterben? setzte sie mit einem lächelnden Blick in dem Spiegel hinzu, der nie ein schöneres Bild zurück gegeben.

Ein solches Haupt beugt man nicht freiwillig auf den grünen Rasen nieder; nimmermehr übergiebt man gern der kalten, feuchten Erde einen Körper, so stolz und schön wie der Eulaliens.

Die Marquise hatte Recht. Der Herzog von Beaudreuil war ein rathloser, unbehülflicher Thor bis in den Tod hinein.

— Mich retten soll ich? . . . Ich mich retten? . . Vor wem? . . . Vor was? . . . . Weil ein Herzog einem Bankier eine Dose Gift gegeben? . . . . Weil derselbe, dessen Wittwe ich bin, noch eine zweite Wittwe hinterläßt? . . . . Weil der eine Gatte den andern verkauft und dann, nachdem er einen schlechten Kauf gemacht, sich eine Kugel in die eigene Stirn jagt? . . . Alles Das ist gewiß sehr unbehaglich, aber was geht es mich an? . . . Was wäre es, das ich zu fürchten hätte? . . . St. Bris und Bredot sind gefangen und werden Gegenstand eines Criminalprozesses werden; das ist wahr; aber was können sie gegen mich aussagen? . . . . Bildete er sich etwa ein, dieser arme Herzog, daß ich diese Schelme tiefer in meine Karten habe blicken lassen, als ich für gut fand? . . .

— Rigobert! fuhr sie fort. Nur ein einziges Mal bist Du in Deinem Leben vernünftig gewesen, und das war, als Du die Pistolenmündung an die eigene Stirn setztest! . . . Ich bin an Deinem Untergange schuld, schreibst Du! Dieselbe Melodie haben schon Andre vor Dir gesungen und ich kann in der That nicht dafür stehen, daß sie nicht noch Andre nach Dir singen werden! . . . Diese Narren! Man schenkt ihnen den Himmel in einer Umarmung, und wenn man die Arme schließt, haben sie keine andere Zuflucht als das Grab! . . . Aber wer kann denn dafür? . . . . Wer kann denn Allen für ewige Zeiten den Himmel schenken? . . . Ich bin, wie man behauptet, eine Göttin, setzte sie mit einem abermaligen, lächelnden Blick in den Spiegel hinzu; aber leider bin ich kein Gott!... Ich kann wohl den Lebenden die Seligkeit geben, aber nicht den Todten! . . .

Nach diesen beruhigenden Betrachtungen setzte sich die Marquise in den Divan und löste ihre üppigen schwarzen Haarflechten auf, was, wie wir wissen, eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen war, wenn sie nichts zu thun hatte.

Die Marquise hätte diese Haarflechten wohl mit den schwarzen Brettern vergleichen können, mit welchen man einen armen Sünder ins Grab senkt.

Aber die Phantasieen der Marquise trugen nie schwarze Trauergewänder, sie folgten nie einer Leichen-Prozession und hatten nie Gräber mit Immortellen geschmückt.

Hastig sprang sie vom Sopha auf und ließ die Haarflechten fahren, was sehr viel zu bedeuten hatte.

— Denise! Denise! murmelte sie . . . . bei allen Teufeln, ich habe diese Denise vergessen!

Die Sammetfüße der Marquise begannen abermals den Teppich zu messen.

— Denise! . . . Denise weiß in der That, was kein Sterblicher wissen darf! . . . Wenn man sie vor den Richterstuhl führte und sie dort Alles aussagte, was sie weiß, sie könnte . . . . Beim Styx! Dieses Mädchen ist gefährlich! Ich habe sie wirklich zu fürchten! . . . Verzeih mir, Rigobert, daß ich so ungerechterweise Deine Asche geschmäht!

— Denise ist in der letzten Zeit so scheu und unruhig geworden! fuhr die Marquise fort. Ich habe sie oft erschrecken und zusammen fahren gesehen, ohne daß ich wußte, warum! . . . . Dieses Mädchen kann mir gefährlich, sehr gefährlich werden!

Die vor dem hohen Spiegel stehende Marquise wandte plötzlich das Antlitz von diesem ab.

Sie war ganz gelb im Gesichte geworden und wie

es schien, war ihr dieser Farbenwechsel nicht sehr willkommen.

Allmälich indeß nahm sie ihre vorige Farbe und mit dieser auch wieder die alte Laune an.

Sie ergriff das kleine silberne Glöckchen, setzte dies in Bewegung und nahm dann wieder ihren Platz im Divan ein.

Denise trat ein. Die Marquise hatte Recht, denn die Kammerjungfer zeigte wirklich das scheue Wesen, welches ihre Herrin so beunruhigte.

— Welch ein entsetzliches Ereigniß! rief die Marquise.

— Ja, Madame, ein entsetzliches Ereigniß! wiederholte Denise mit einem weit wahreren Ausdruck von Betrübniß als ihre Herrin.

— Du sagtest, der arme Herzog habe sich mit zwei Kugeln . . .? O mein Gott! . . .

— Ja, Madame! . . . . Als der Kammerdiener heute Morgen zeitig nach seiner Gewohnheit in das Schlafgemach trat, um die Tagesbefehle entgegen zu nehmen, sah er den armen Herzog todt und von zwei Kugeln durchbohrt in seinem Bette liegen.

— Schrecklich! . . . Fürchterlich! . . . Ich fühle mich unwohl . . . mein Kopf schwindelt . . . Gieb

die Ordre, daß man heute Niemanden zu mir lasse . . . Champagner mit Eis, Denise!

Die Kammerjungfer trat hinaus.

Gleich darauf erhob sich die Marquise. Sie eilte zu einem kleinen mit Perlmutter-Rosetten ausgelegten Bureau, öffnete eine Lade und nahm etwas aus derselben, das sie in ihrem Busen versteckte.

Hierauf warf sie sich wieder auf den Divan zurück und lehnte die Stirn in ihre schönen Hände.

Denise kehrte nach kurzer Zeit wieder; sie trug eine silberne Platte, auf welcher neben einem großen Krystallglase eine silberne Terrine mit Eis und in diesem Eise eine Flasche mit Champagner stand.

— Befehlen Madame, daß ich servire? fragte Denise.

— Ja!

Denise erfaßte die Flasche an dem silbernen Henkel. Der Kork, von der Hand der besorgten Kammerjungfer gehemmt, flog nicht zur Decke auf, denn dies gilt bekanntlich in vornehmen Kreisen nicht für gentil.

Die edlen Perlen der Trauben, glücklich, ihre Freiheit wieder gewonnen zu haben, strömten in das Krystallglas hinab wie frohe, ausgelassene Kinder.

Die Marquise führte den Krystall an ihre Lippen

und leerte den Inhalt mit einer Eile, welche den Neid einer Lorette erweckt haben würde.

— Biscuit! befahl die Marquise.

Denise eilte hinaus.

— Die arme Denise! sagte die Marquise für sich. Sie leidet noch von ihrer Passion für jenen elenden, undankbaren Abenteurer! . . . Ich war längst darauf gefaßt, daß sie einen verzweifelten Schritt thun werde . . . . es sollte mich nicht wundern, wenn sie eines schönen Tages . . . Sie wäre, bei Gott, nicht das erste Opfer einer unglücklichen Liebe! . . . Die arme, arme Denise! Wenn ihr etwas zustieße, wer würde in diesen sturmbewegten Zeiten nach einer armen Kammerjungfer fragen!

Während dieses Monologes füllte sie das Glas.

Die Perlen hüpften und tanzten von Neuem, am lebendigsten jedoch waren diejenigen, welche vom Boden zur Oberfläche herauf tauchten, denn sie hatten es so eilig, sich mit ihren Schwestern zu vereinigen.

Die Marquise nahm nun den kleinen Gegenstand hervor, den sie im Busen versteckt hatte.

Es war eine kleine grüne Flasche mit einem Glasstöpsel.

Aber nur einige Tropfen ließ sie von ihrem Inhalt in das Champagnerglas fallen.

Das Leben im Glase hörte im Nu auf.

Die Perlen auf der Oberfläche starben augenblicklich und die Schwestern in der Tiefe stiegen nicht mehr herauf.

Es war still, ganz still in dem Glase.

Die hellgelbe Traube erbleichte.

Eben trat Denise mit überzuckertem Biscuit herein, der zierlich wie eine kleine Pyramide sich auf einer silbernen Platte erhob.

— Dank, Denise! sagte die Marquise, ein Stück von der Pyramide abbröckelnd. Du siehst ja so erfroren aus, mein Kind! . . . Trink; ich habe dieses Glas soeben für Dich gefüllt!

Denise verneigte sich tief und berührte das Glas, denn auch Kammerjungfern trinken gern Champagner.

Da plötzlich hörte man Schritte im äußeren Zimmer.

Denise zog die Hand von dem Glase zurück und lauschte.

— Wie! rief die Marquise aus. Es ist Jemand draußen, und ich habe doch befohlen, daß Niemand herein gelassen werde! . . . Höre sogleich, wer es ist und verabschiede ihn, wer es auch sein möge! . . . . Kehre aber sogleich zurück!

Denise verschwand zum dritten Mal.

— Ich will nicht hoffen, daß der Champagner im Glase verdirbt, murmelte die Marquise mit einem häßlichen Lächeln. .. . . Aber es ist merkwürdig, wie lange sie draußen bleibt! setzte sie nach einer Pause hinzu. . . . Der Fremde muß doch schon wieder gegangen sein, da es still im Vorzimmer ist! . . . Wohin sie nur denken mag, da sie nicht zurückkommt und mich hier sitzen läßt! . . . Sie pflegt doch sonst nicht zu zögern, wenn es den Champagner gilt!

Wohin Denise in diesem Augenblick dachte, das mochte Gott wissen; aber sie kehrte nicht zurück.

Die Marquise verlor endlich die Geduld, deren sie ohnehin nicht allzu viel besaß. Sie setzte die kleine silberne Glocke heftig in Bewegung.

Aber auch dies half nicht.

Wieder verstrichen einige Secunden.

Da plötzlich öffnete sich die Thür leise und ein Kopf streckte sich durch die Oeffnung.

Das aber war nicht Denisens hübsches Köpfchen!

Es war ein sehr dicker Kopf, dessen Antlitz, obgleich im Uebrigen nicht häßlich, einen großen Mund mit breiten Zähnen und ein Paar Augen zeigte, die mehr Fackeln als Sternen glichen. Selbst der Schädel

war kahl, aber als Ersatz hiefür trug dieses Gesicht einen dichten schwarzen Bart.

— Bonjour! grüßte dieser Kopf mehr heiter und vertraulich als artig und achtungsvoll.

— Wo ist Denise? rief Eulalie, der dieser große Kopf nicht sonderlich gefiel, obgleich er ihr völlig unkannt war. . . . Wo sind meine Bedienten, meine Leute! . . . Man läßt unangemeldet fremde Menschen herein! . . . Denise! . . . Denise! . . .

Der große Kopf verzog sein Gesicht zu einem Lachen.

— Denise plaudert eben mit einem meiner Freunde, sagte er ganz heiter und vertraulich. Ihre Bedienten plaudern mit anderen von meinen Freunden. . . Jeder hat sein Vergnügen, und wenn i ch mit Ihnen plaudere, so hab' i ch das meinige.

Nicht nur der Kopf, sondern auch der übrige Körper des Unangemeldeten zeigte sich jetzt.

Die Thür schloß sich hinter ihm.

Der Körper dieses ungebetenen Gastes, der vollkommen der Größe des Kopfes entsprach, konnte die Marquise an jene Titanen erinnern, welche den Ossa auf den Pelion thürmten, um den Olymp zu erreichen.

Dazu kam noch, daß der neue Titan ein Kostüm viel schrecklicher als das seiner Vorfahren trug.

Die Kleidung dieses Menschen war an mehreren

Stellen arg zerrissen, überall mit Staub und sogar mit Blut bedeckt.

Ein langer Reitersäbel mit eiserner Scheide klapperte an seiner Seite.

Was in aller Welt suchte dieser Titan in dem Olymp der Marquise?

Arme Juno, wo ist Jupiter mit seinen Blitzen!

Die Marquise that einen Schritt, um nach dem innern Zimmer zu fliehen.

Gleichzeitig aber that der Titan vier Schritte, länger als die ihrigen und erfaßte mit seiner kolossalen Faust den Arm der Marquise.

Hierauf setzte er sie wieder in den Divan und nahm selbst Platz neben ihr.

Eulalie, fast gelähmt durch diesen Auftritt, war nicht im Stande, den Mund zu öffnen.

— Was wollen Sie? . . . Wer sind Sie?

Das war Alles, was ihre zitternde Zunge zu lallen vermochte.

— Sie kennen mich nicht wieder, Madame! antwortete der Titan . . . Und doch bin ich derselbe, der Sie einmal mit dem Löwen im Jardin des Plantes bekannt machen wollte, um Ihnen eine Reise nach Afrika zu ersparen!

Eine undeutliche, längst begrabene Erinnerung begann in dem Kopfe der Marquise zu spuken.

Ihr Antlitz ward bleich; selbst die Lippen entfärbten sich.

— Sie fragten, was ich wolle, fuhr der weiße Bär fort, welchen der Leser vielleicht wieder erkannt hat. . . . Vor allen Dingen wollte ich Ihnen meinen Dank dafür sagen, daß Sie die Kosten meiner Reise nach Afrika bestritten, obgleich ich Sie nicht darum gebeten hatte. . . Aber Sie vergaßen, Madame, auch die Kosten der Rückreise zu bestreiten, und so mußte ich mich also durchschlagen, so gut es anging. . . . . Wie dem sein mag, ich habe Ihnen einen Gruß von Ihrer Familie und Ihren Freunden in Afrika zu bestellen . . . Die Hyäne befindet sich wohl und braucht, wie Sie, niemals ihre Krallen zu beschneiden. . . . Lange Krallen sind in Afrika gerade so modern wie in Paris, Madame! . . . Das Krokodil befindet sich leidlich, ungeachtet seines hohen Alters, und hat sich auch noch keine falsche Zähne einzusetzen gebraucht . . . ganz wie Sie, Madame, wenn ich richtig vermuthe. . . . Mit einem Wort, sie befinden sich Alle wohl, gedeihen in ihren grünen, ungeheuren Boudoirs und kokettiren auf ihre Weise. . . . Einige Bildung und etwas feinere Sitten könnten ihnen indeß nicht schaden

. . . Sie, Madame, könnten diesem Uebelstand recht gut abhelfen. . . . . Als Anfang z. B. könnten Sie diese Armen lehren, mit andren Zähnen zu beißen, das wäre ein großer Schritt auf der Bahn der Civilisation, Madame!

Sicher konnte der Vortrag des weißen Bärs für die Marquise d'Estelle nicht sehr erbaulich sein, indeß hatte die Art und Weise, in welcher er sprach, durchaus nichts Drohendes oder Erschreckendes.

Die Marquise begann daher, sich von ihrer ersten Bestürzung ein wenig zu erholen.

Sie bemühte sich sogar, zu lächeln, und dies gelang ihr in der That.

— Mein Herr, sagte sie, Ihre Beschreibung Afrikas ist unleugbar ganz malerisch und ich wäre fast versucht, zu thun, was Sie mir vorschlagen. . . . . Es setzt mich in Erstaunen, daß Sie selbst nicht in dieser Hinsicht einige Versuche gemacht, da Sie doch an Ort und Stelle waren!

— Zum Teufel, nein! Wie sollte ich, da ich stets mit meinen eigenen Zähnen beiße! antwortete der weiße Bär lachend.

— Was übrigens Ihre Rückreise von Afrika betrifft, sagte die Marquise, so dürfte ich beweisen können, daß es meine Absicht gewesen, auch diese zu bestreiten.

. . . Jetzt sind Sie mir allerdings zuvorgekommen; aber das kann mich nicht hindern, die Reisekosten zu erstatten, ohne mir die Rechnung vorlegen zu lassen. . . . Ebenso erinnere ich mich, daß es sich um ein Grabmal handelte, um ein gewisses Grabmal, das . . .

— Kein Wort von dem Grabmal, Madame! sagte der weiße Bär mit dumpfer Stimme, während die Adern seiner Stirn schwollen. Kein Wort davon! . . . Ich habe weder hievon, noch von den Reisekosten mit Ihnen zu sprechen . . . es handelt sich um etwas ganz Anderes, Madame!

Aber, mein Freund, was kann denn das sein? fragte die Marquise mit ihrem süßesten Ton, während sie sich artig bemühte, ihren Arm von der groben Hand zu befreien.

Die Mühe war indeß ganz vergeblich. Der weiße Bär hielt fest, was er einmal in den Klauen hatte.

— Es sind nur ein paar kleine Geschichten, Madame! antwortete er.

— Ein paar kleine Geschichten, sagen Sie? . . . Und wovon handeln sie?

— Von zwei unglücklichen Weinhändlern, Madame! antwortete der weiße Bär zur großen Ueberraschung der Marquise und wahrscheinlich auch des Lesers.

XIX.

Zwei unglückliche Weinhändler.

Die Marquise begann zu vermuthen, daß ein Flüchtling des Irrenhauses neben ihr sitze, und dieser Gedanke belebte ihren Muth.

Wahrscheinlich hielt sie einen närrischen Bären für weniger gefährlich als einen klugen.

Sie beschloß daher den närrischen mit aller möglichen Vorsicht zu behandeln.

— Also von zwei unglücklichen Weinhändlern! wiederholte sie mit scheinbar großer Theilnahme. . . Aber was ist denn mit diesen beiden armen Menschen geschehen?

— Das sollen Sie hören, Madame! antwortete der weiße Bär und begann darauf seine kleinen Geschichten.

Die erste handelte von

Herrn Dudeffant und seiner Gattin.

Herr Dudeffant hatte seine Weinhandlung in der Straße Notre Dame de Grace und hatte sein Auskommen, wie alle Weinhändler, die an Seen und Flüssen wohnen.

Dudeffant hatte eine junge und sehr schöne Frau.

Madame Dudeffant aber, die durchaus keinen Geschmack am Wein fand, hatte desto mehr Sinn für Früchte und namentlich für die verbotene Frucht.

Eines Tages ließ sie ihren braven Mann allein zwischen seinen Fastagen und entfloh nach ihrem Lustgarten, dessen Herr Offizier bei den Lanciers war.

Der Mann verfolgte sie und traf den Offizier.

— Mein Herr, sagte er zu diesem mit Thränen in den Augen; ich kann nicht ohne meine Frau leben. . . . Geben Sie mir daher mein Weib zurück oder geben Sie mir den Tod!

Obgleich es durchaus keinen Mangel an Weinhändlern in Paris giebt, so daß es auf einen mehr oder weniger gar nicht hätte ankommen können, wollte doch der brave Offizier Herrn Dudeffant nicht tödten, sondern gab dem armen Weinhändler seine Frau zurück.

Der Mann bat jetzt seine Gattin, dergleichen in Zukunft zu unterlassen, und um sie desto mehr zu überreden, fiel er vor ihr auf die Knie und küßte ihre Hände.

Die Frau gelobte Besserung und entfloh nach acht Tagen in einen andern Lustgarten, dessen Besitzer ein Richter war.

Der Mann eilte zu dem Richter und sagte zu diesem ungefähr dasselbe, was er zu dem Offizier gesagt, nämlich: meine Frau oder den Tod!

Der gerechte Richter, einsehend, daß der Tod eine allzu harte Strafe für einen Mann sei, der seine Frau sucht, gab ihm die Entflohene zurück.

Der Mann führte sie wiederum heim, bat, kniete und weinte.

Die Frau gelobte zum zweiten Male Besserung, entfloh aber zum dritten Male in einen größeren Lustgarten, dessen Besitzer und Schöpfer ein Herzog, aber auch weiter gar nichts war, wie dies mit Herzogen oft der Fall ist.

— Geben Sie mir meine Frau zurück oder tödten Sie mich! rief der verzweifelte Mann dem Herzog zu.

Der Herzog schlug einen Mittelweg ein und sagte zu dem Armen:

— Suchen Sie Ihre Frau in meinem Lustgarten!

Der Mann stürzte sich in diesen und suchte.

Er durcheilte jammernd den ganzen Garten, fand aber nirgend sein Weib. Er rief ihren Namen. Das Echo eines Stallgebäudes gab ihm den Namen zurück, aber nicht seine Frau.

Der arme Mann sah seine theure Hälfte niemals wieder.

Der Weinhändler trauerte und leidet jetzt an einer fixen Idee.

Er glaubt nämlich, es sei der häßlichste Mann in der Welt. Dies ginge noch an, aber er glaubt zugleich, daß alle Weiber ihn verabscheuen, und darin eben liegt die fixe Idee.

— Ist dieser arme Teufel nicht sehr unglücklich? fragte der weiße Bär.

— Gewiß! . . . . Der arme Mann! gab die Marquise zu.

— Ich bin überzeugt, Madame, daß Sie Alles in der Welt thun werden, um dem Unglücklichen seinen Verstand zurückzugeben!

— Ohne Zweifel! bestätigte die Marquise, denn man muß in Alles einwilligen, was ein Thor begehrt.

— Ich wußte es, denn Sie haben ein gutes Herz, behauptete der weiße Bär.

Es war kein Zweifel mehr: der Weinträger war verrückt geworden wie der Weinhändler.

Der weiße Bär rückte jetzt mit seiner zweiten Geschichte hervor. Diese handelte von

Herrn Maugiron und seinen unschuldigen Weinen.

In der Straße Jacob hatte Herr Maugiron seine Weinhandlung.

Er war einer der reichsten Weinhändler in Paris und hatte mehr Kunden als alle seine Concurrenten.

Auf seinem Schilde nannte er sich „Nachfolger seines Vaters", obgleich sein Vater nichts anderes als Wasserträger gewesen war.

Aber die ganze Welt glaubte, daß „Nachfolger seines Vaters" eine große Firma sei, und glaubte daran, bis alle Welt schrieb: Nachfolger seines Vaters, seiner Mutter, seines Bruders oder sonst eines Verwandten.

Eines aber vermochte sich die Welt nicht zu erklären.

Herr Maugiron hatte, wie gesagt, die meisten Kunden, obgleich er am wenigsten Wein kommen ließ, und als man sich dies endlich erklären konnte, hatte Herr Maugiron bereits Namen und Vermögen erworben.

Da Niemand wußte, daß sein Vater Wasserträger gewesen, so konnte auch Niemand ahnen, daß dieses Element den Sohn reich gemacht.

Freilich erweckte es Verdacht, daß man vom Morgen bis auf den Abend Wein trinken konnte, ohne den geringsten Rausch zu bekommen; freilich zuckte man mit den Achseln, wenn er von seinen leichten, gesunden und unschuldigen Weinen sprach, aber daß er in so enger Beziehung zu den Najaden des Seineflusses stehe, ahnte Niemand, obgleich man einem Weinhändler Alles zutrauen kann.

Der Seine-Fluß war, mit einem Wort, die unerschöpfliche Quelle seiner Weine und seiner Reichthümer.

Endlich war Alles klar, ausgenommen das Wasser der Seine, welches stets trübe ist, was aber Herrn Maugiron nicht genirte.

Wenn man des Morgens sah, daß die Seine ihr gewöhnliches Maaß überstiegen, so hieß es: diese Nacht hat Herr Maugiron geschlafen! woraus natürlich folgte, daß, wenn die Seine gefallen war, Alles sagte: Diese Nacht ist Herr Maugiron auf dem Posten gewesen!

Alles dies sagte man Herrn Maugiron ins Gesicht, während man seine unschuldigen Weine trank.

Maugiron schwieg und strich das Geld geduldig

ein. Was aber die Seine betraf, so sprach er nie von diesem schönen Fluß.

Eine gute Sache spricht für sich selbst! dachte er, an seine unschuldigen Weine denkend.

Wer aber sowohl das Geld nahm als auch lachte, das war seine Frau, die eine tüchtige Wirthin und tüchtige Rechenmeisterin war und dies bis ans Ende einer dreißigjährigen Ehe blieb, wo sie starb.

Herr Maugiron war durch diesen Verlust so unglücklich, da ihm das Leben unerträglich erschien.

Auch er wollte sterben. Er dachte über verschiedene Todesarten nach, obgleich seine Tochter lebte.

Endlich schloß er sich eines Abends ein, er legte Holz in den Kamin, verschloß die Oeffnung desselben, damit der Rauch nicht hinaus könne, zündete einige Schwefelhölzchen unter diesem Holz an und legte sich zu Bette, um zu ersticken.

Er schlief ein, als er aber am andern Morgen erwachte, war sein Leben und sein Holz unversehrt. Er begab sich also ans Ufer der Seine, da er einmal des Lebens überdrüssig war.

Er faßte sich ein Herz und sprang hinein.

Aber es schien, als solle er nicht umkommen, es fand sich, daß er eine seichte Stelle im Flusse ge=

troffen, denn er stand auf seinen Füßen und nur bis an die Brust im Wasser.

Maugiron wurde mit Hilfe barmherziger Leute wieder aus der Seine geholt und in seine Weinhandlung zurückgebracht.

Alle Welt sprach damals von ihm, und seine Weinstube ward mehr besucht als jemals.

Maugiron ist jetzt ganz gesund, aber seine Weinstube ist leer. Niemand besucht sie, der arme Mann irrt wie ein Schatten zwischen seinen Faßtagen umher, denn seine Tochter war ihm verschwunden.

Seine fixe Idee ist jetzt, daß er vor Durst unter allen seinen unschuldigen Weinen sterben soll.

XX.

Wie man Weinhändler glücklich macht.

— Ist der arme Teufel nicht sehr unglücklich? fragte der Bär, nachdem er die Geschichte von dem andern Weinhändler etwa ebenso erzählt, wie wir sie hier wieder gegeben haben.

— Sehr unglücklich! antwortete die Marquise, welche mit der Geduld eines Engels zugehört hatte.

— Sie könnten ihn so leicht glücklich machen! sagte der weiße Bär.

— Sie haben eine sehr gute Meinung von meiner Fähigkeit, andere Menschen glücklich zu machen! ... Ich will auch mit Vergnügen thun, was ich kann!

— Ja, ja! Ich hab's ja immer gesagt, Sie besitzen das trefflichste Herz! komplimentirte der Weinträger.

— Wird mich denn Niemand von diesen Tollhäusler befreien? seufzte die Marquise innerlich.

— Erlauben Sie mir also, Madame, eine neue Art und Weise, Weinhändler glücklich zu machen, vorzuschlagen?

— Immerhin, mein Freund!

— Wenn Sie, Madame, den Namen des Herrn Dudeffant trügen, Sie, die doch das schönste Weib in Paris, glauben Sie nicht, daß der arme Herr Dudeffant alsdann seine fixe Idee loswerden würde, als verabscheuten ihn alle Frauen?

— Das glaube ich in der That! antwortete die Marquise, die ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

— Und wenn Sie, Madame, den Namen des Herrn Maugiron trügen, Sie, die doch eine der vornehmsten Damen in Paris, glauben Sie nicht, daß dann der arme Maugiron seinen Kredit, seine Kunden und seine frühere Laune wieder gewinnen würde?

— Allerdings, ich theile vollkommen Ihre Ueberzeugung! erklärte die Marquise mit ungekünstelter Heiterkeit, denn die Verrücktheit des Weinträgers war in der That sehr komischer Natur.

— Sie verachten es also nicht, die Namen beider Weinhändler zu tragen? fuhr der Tollhäusler mit seinen verrückten Fragen fort.

— Ich sollte diesen Namen verachten? Wie wäre das möglich, wenn Sie es wünschen, mein ehrenwerther Freund! rief die Marquise.

— Und Sie versprechen also, diese Namen zu tragen?

— Allerdings! antwortete die Marquise. . . . . Aber Sie werden zugeben, daß zwei so bedeutende Namen auf einmal nicht so leicht zu tragen sind! . . . . Ich begreife kaum, wie dies zu ermöglichen wäre!

— Ach, das ist leichter als Sie glauben! versicherte der weiße Bär mit einem so gutmüthigen Gesicht, daß die Marquise sich fast des Mitleids für den armen Thoren nicht erwehren konnte.

Das Einzige, was sie beunruhigte, war, daß er fortwährend ihren Arm mit seiner Hand gepackt hielt, freilich nicht so hart, daß es sie schmerzte, aber doch fest genug, daß es sie beeinträchtigen mußte.

Für solche Hände sind ja so schöne Arme nicht geschaffen!

Der weiße Bär fuhr jetzt mit seiner freien Hand in die großen Taschen seiner groben, ungefärbten Blouse und zog zwei kleine Gegenstände hervor, die beide mit einem Griff versehen und beide einander ganz gleich waren.

— Was haben Sie denn da? fragte die Marquise, diese beiden Gegenstände neugierig betrachtend.

— Ach nun, antwortete der weiße Bär gleichgültig, es sind nur zwei eiserne Stempel, wie sie die Weinhändler für ihre Liqueur-Fäßchen anwenden, denn die guten Weinhändler verfertigen ja auch Liqueure!

Die Marquise fühlte, wie er bei diesen Worten ihren Arm heftiger in seine Hand schloß, und das erweckte von Neuem ihre Unruhe.

— Die Sache wird so gemacht, fuhr der weiße Bär fort: man legt diese Stempel erst ins Feuer, bis sie glühend geworden, und dann drückt man sie auf den Boden des Fäßchens. . . Von den beiden Stempeln, welche ich Ihnen hier zu zeigen die Ehre habe, trägt der eine den Namen Dudeffant, der andere den Namen Mougiron. . . . Beide sind, wie Sie sehen, von der Länge eines Fingers und von einer Zollbreite. . . . Vielleicht, Madame, wird es Ihnen jetzt begreiflich sein, wie man zugleich den Namen zweier unglücklicher Weinhändler tragen kann.

Die Marquise antwortete nicht, aber sie begann bereits zu begreifen.

Hätte sie den erfinderischsten aller weißen Bären genauer gekannt, sie würde ihn sicherlich nicht für einen Tollhäusler gehalten haben.

Jetzt entsetzte sie sich vor seiner Klugheit.

Sie richtete einen verzweifelten Blick zur Thür und machte eine ebenso verzweifelte Anstrengung, ihren Arm zu befreien.

Den Blick konnte Simon nicht hindern, aber der Arm blieb in seinem entsetzlichen Schraubstock.

— Sie haben ja dort Feuer im Kamin, fuhr der weiße Bär fort. Es scheint fast, als hätten Sie geahnt, daß Sie heute mehr als eine gute That verüben würden. . . . Es kann nur einige Minuten dauern, bis die Stempel glühend sind. . . . Ach, wie glücklich wird der arme Dudeffant werden, wenn er erfährt, daß die Marquise d'Estelle seinen Namen auf der linken Wange trägt. . . . Und wie wird sich der arme Maugiron freuen, wenn er hört, daß die Marquise d'Estelle seinen Namen auf der rechten Wange, und vielleicht sogar noch obendrein eine kleine Lilie auf der Stirn trägt! . . . Sie werden da wie ein Schild aussehen, schöne Marquise; die Boulevards werden kein hübscheres aufzuweisen haben!

Die Marquise stieß einen Angstruf aus, der durch die Wände hätte dringen müssen.

Der weiße Bär seinerseits rief ebenfalls, und zwar so laut, daß man es im ganzen Faubourg St. Germain hätte vernehmen müssen.

Die Thür des Boudoirs öffnete sich, jedoch nicht auf den Ruf der Marquise.

Eine andere Figur, nicht ungleich der des weißen Bären, wenigstens was die Gestalt und die Toilette anging, betrat den kostbaren Gobelin-Teppich.

— Pascal! sagte der weiße Bär zu dem Eintretenden, nimm jetzt das schöne Kind hier in Deinen Schooß und halte es fest, während ich die Stempel heiß mache. . . . Aber glaube nicht, daß sie so zahm ist wie Deine hübsche Bathilde!

Pascal lachte; höflich schnallte er seinen Säbel ab und stellte ihn an die Thür, wie es die Herren Militärs zu thun pflegen, wenn sie zum Tanz auffordern.

Hierauf nahm er die fast bewußtlose Dame aus den Armen des weißen Bären, setzte sich in den Divan und nahm sie auf den Schooß.

Es war eine Gruppe, die etwa den Pluto mit der betrübten Proserpina im Arme darstellen konnte.

Der weiße Bär ging zum Kamin, legte die beiden Stempel in die Gluth mit einer Sicherheit und Gewohnheit, welche verrieth, daß er nicht zu ersten Male diese Stempel handtierte, um die Namen von Weinhändlern zu verewigen.

Inzwischen erwachte die Marquise aus ihrer Betäubung.

— Mein ganzes Vermögen und alle meine Juwelen, wenn Sie mich retten! flüsterte sie dem Menschen in's Ohr, der sie in seinen Armen hielt.

Pascal lachte und küßte, ohne um Erlaubniß zu fragen, die schöne Marquise auf den Mund, was ihm und manchem Andern viel verlockender erschien als alle ihre Juwelen.

Er hatte Geschmack, wie man sieht, der häßliche Pascal!

Aber die Marquise — wer hätte das geglaubt! — erwiederte nicht nur den Kuß des häßlichen Pascal, sondern folgte sogar seinen Lippen, als dieser, wahrscheinlich gesättigt dieselben zurückzog.

Jetzt war sie es, die den häßlichen Pascal küßte! ... Pfui, schöne Marquise!

Die Noth kennt ja kein Gebot, und die Marquise d'Estelle war eins der schlausten Weiber ihrer Zeit.

— Bei meiner ewigen Seligkeit! flüsterte sie. Meine ewige Liebe Demjenigen, der mich rettet!

Der weiße Bär schürte inzwischen ruhig das Feuer.

Er hatte einen kleinen zierlichen, mit Perlen be-

setzten Blasebalg erfaßt und blies damit das Feuer an, das lustig knisterte.

Endlich erschien es ihm, als ob es auch hinter ihm puste.

Er wandte sich zurück und entdeckte zu seiner nicht geringen Verwunderung ein anderes Feuer, das der weiße Bär nicht angeblasen.

Es waren Pascals Wangen, welche brannten, und inmitten dieser Gluth ruhte die kleine weiße Hand der Marquise, ohne zu verbrennen.

— Was soll das bedeuten? brummte der weiße Bär vor dem Kamin.

— Simon! rief Pascal mit halblauter Stimme ... Ist das nicht doch etwas allzu grausam?

— Alle Teufel! brummte der weiße Bär, sich vom Kamin erhebend.

— Ein schwaches, schutzloses Weib, Simon! fuhr Pascal fort. ... Der Himmel wird das niemals verzeihen, Simon!

— Alle tausend Teufel! brummte der Weiße Bär weiter, indem er sich der Gruppe auf dem Divan näherte. ... Wer hätte es geglaubt, Pascal, daß die Schlange das Herz eines Büffels gewinnen könne!

Bei der heiligen Genoveva! antwortete Pascal. Ich will lieber ganz allein eine Festung erstürmen, als zu-

geben, daß ein schwaches Weib auf solche Weise mißhandelt werde! . . . Sie ist bereits halb todt vor Schreck, und damit mag es genug sein!

Der weiße, glänzende Arm der Halbtodten schlang sich dankbar um Pascals Hals wie der Epheu um den Stamm einer Eiche.

— Pascal! rief der weiße Bär, der jetzt vor der Gruppe stand. . . . Du bist ein erbärmlicher Mensch, Du bist ein Schaf! . . . Aber um unserer alten Freundschaft willen sollst Du behandelt werden wie ein Ochse!

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, als er mit seiner rechten Faust seinem Freunde Pascal einen so heftigen Schlag auf den Kopf versetzte, daß dieser bewußtlos zurücksinkend, die Marquise los ließ.

Der letzte starke Nothanker war gerissen.

Die Marquise war verloren. Küsse und Umarmungen waren umsonst gewesen.

Arme Marquise!

— Gnade!! . . . Gnade! stammelte sie, die Knie des weißen Bären umschlingend.

— Denk an die Spitzen-Wäscherin! antwortete der weiße Bär.

— Gnade! . . . Gnade! jammerte die Marquise.

— Denk an Afrika's Wüste, vor allen Dingen aber an die arme Madelone, die keine Gnade vor Dir

sand! antwortete Simon, sein Opfer zum Feuer schleppend.

— Ha! schrie die Marquise mit einem Strahl von Hoffnung in ihren erlöschenden Augen. Sie handeln gerecht, unversöhnlicher Mensch! . . . Aber eine einzige Bitte. . . . Nur eine einzige! . . . Ihre Hand zittert, ich fühle es. . . . Sie würden mich fürchterlicher behandeln, als sie eigentlich wollen. . . . Sie würden mich tödten, und das wollen Sie ja nicht! . . . Ja, ja, Ihre Hand zittert heftig, und daß ist ja so natürlich, denn es gehört viel Muth dazu, ein schwaches Weib zu behandeln, wie Sie mich behandeln. . . . Dort auf dem Tische steht ein Glas Champagner, das ich soeben für mich gefüllt. . . . Leeren Sie es, trinken Sie Champagner! . . . Er wird Ihnen Muth geben, Ihre Hand wird aufhören zu beben, Sie werden grausamer gegen mich werden, als Sie es sein wollten. . . . Trinken Sie! Es giebt Muth!

Der weiße Bär blickte verwundert auf die Flehende, die ihm Champagner bot.

— Ein lustiger Gedanke! rief er aus . . . M e i n e Hand sollte zittern! . . . Der weiße Bär zittern! . . . Nur ein einziges Mal habe ich gezittert, und das geschah, als ich Madelonens gebrochenes Auge zudrückte, denn das, Weib, hattest Du gethan . . . Tod und

Hölle! brüllte er schäumend; Weib, ich könnte Dich brandmarken vom Scheitel bis zur Zehe, Dich dann Gott zeigen und eine Belohnung für die gute That verlangen! ... Zum Feuer, Weib, das Du verdient hast!

So riß auch der andere Anker, auf den die Unglückliche noch gerechnet hatte.

Aber noch einmal schoß ein Strahl aus dem Auge des neben dem Feuer knieenden Weibes.

Es war ein Strahl der Entschlossenheit; sein wilder Glanz schien dem Tode zu trotzen.

— Sie zittern nicht! sagte die Marquise mit einer Ruhe, welche jedem Andern, nur nicht dem weißen Bären hätte imponiren können. ... Aber ich, ich zittere! ... Fühlen Sie nicht, wie ich zittere?

Simon betrachtete die Marquise mit neuer Verwunderung, denn er konnte nicht das leiseste Zittern an ihr bemerken.

— Diese meine letzte Bitte werden Sie nicht versagen, fuhr die Marquise fort. Lassen Sie mich das gefüllte Glas dort leeren, denn ich bedarf desselben. ... Lassen Sie mich trinken und ich werde ruhiger sein als Sie, grausamer Mensch! ... Ich beschwöre Sie bei dem Namen, welchen Sie soeben nannten! ... Ich beschwöre Sie bei dem Andenken an ... an ... Madelone!

Anstatt zu antworten, schleppte Simon sein Opfer zum Divan zurück, vor welchem der Mosaiktisch stand.

Er nahm das bis zum Rande mit Champagner gefüllte Glas, welches für Denise bestimmt gewesen, und reichte es der Marquise.

— Trink! rief er. ... Aber schnell! ... Du, Weib, magst vielleicht eines stärkenden Trunkes bedürfen, aber bei der Hölle, nimm Madelonens Namen nicht wieder in Deinen Mund, wenn Du nicht wie eine Natter in Stücke zerhauen sein willst!

Die Marquise ordnete erst ihre reichen Haarflechten, welche in Unordnung gerathen waren, nahm das Glas und führte es an den Mund.

Es giebt Augenblicke, in welchen der Tod eine Wollust ist gegen ein Leben, selbst mit Andrem als mit glühendem Eisen gebrandmarkt; und gewiß war das letztere für die Marquise entsetzlicher als der Tod.

Der weiße Bär, ihren andern Arm in seiner Hand haltend, wandte schnell das Gesicht zur Thür.

Er hörte draußen Stimmen und eilige Schritte.

Die Thür sprang auf und Armand Cambon stürzte in das Boudoir.

Armands erster Blick fiel auf die Marquise, die

auf den Knieen neben dem Divan lag und jetzt das Glas neben sich auf den Teppich stellte.

Sein anderer Blick fiel auf Pascal, der an die eine Ecke des Divans gelehnt, sich zu rühren begann und allmälig von dem erhalten Schlage erwachte.

Sein dritter Blick haftete auf dem weißen Bären, der, verblüfft durch das Eintreten seines Schülers, endlich den Arm der Marquise fahren ließ.

Unser Held sprang herzu, warf sich zwischen die Marquise und den weißen Bären, und knuffte diesen, der auf seinen Sprung unvorbereitet war, gegen den Kamin, in welchem seine Eisen glühten.

— Ich hörte, Simon, daß Sie sich hierher geschlichen! rief Armand ... Glücklicherweise bin ich nicht zu spät gekommen! ... Mit welchem Höllenwerk gehen Sie hier um, Simon? ... Was suchen Sie hier?

— Ich will nur die Frau Marquise d'Estelle brandmarken, antwortete Simon trotzig, und ich habe hier auch schon die Eisen im Feuer, setzte er hinzu, indem er einen der Stempel herauszog und Armand das rothe Eisen zeigte. ... Aber was ich will, das soll auch ausgeführt werden. ... Aus dem Wege, Knabe! Du stellst Dich mir überall in den Weg, und das kann auf die Dauer nimmermehr gut thun!

— Unglücklicher! rief Armand. Mit einem Verbrechen wollten Sie sich und uns beflecken? .... Zurück, oder ich haue Sie nieder, Simon! ... Zurück, oder Sie sind des Todes!

Armand ergriff seinen Säbel, und zog die Klinge.

Ohne zu antworten, zog auch Simon die Seinige und zum zweiten Male kreuzten sich die Klingen des Meisters und des Schülers.

Das reiche, aber enge Boudoir war keineswegs geeignet zum Tummelplatz solcher Arme und Waffen. Es war zum Tempel einer Venus und eines Cupido bestimmt, aber nicht für Bellona und den Mars.

Eine Kristallkrone und ein kostbarer Spiegel lagen bereits in Scherben auf dem schönen Teppich.

Simon kämpfte gegen Denjenigen, der es gewagt, sich zwischen ihn und seine Rache zu drängen.

Armand seinerseits kämpfte weniger für ein Weib, das er verabscheuen mußte, als für die allgemeine Sache, welche er durch Gewaltthat gegen eine einzelne Person befleckt glaubte.

Augen und Klingen stoben Funken. Es war ein Meisterkampf.

— Zu spät! Zu spät! Ich sterbe! erschallte plötzlich durch den Lärm der Säbelhiebe eine Stimme,

so hohl und unheimlich, daß beide Kämpfenden unwillkürlich und gleichzeitig die Waffen streckten.

Armand wandte sich und sah die Marquise zu Boden sinken. Ihre Lippen färbten sich blau, ihr Antlitz war entstellt.

Er eilte ihr zu Hilfe und legte sie auf den Divan, welchen Pascal inzwischen verlassen, um mit noch halb betäubtem Kopfe dem Streit mit zuzusehen, ohne sich klar machen zu können, was er eigentlich sah.

Auch der weiße Bär war zum Divan geeilt und blickte mit einem gewissen Erstaunen auf die convulsivischen Bewegungen seines Opfers.

— Es ... ist ... zu spät! ... Das Gift! ... das Gift! ... O welche Qual! jammerte die Marquise, sich auf dem Divan windend.

— Unglückliche, wer hat Ihnen das Gift gegeben? fragte Armand, sich über sie beugend.

— Ich ... ich! stammelte die Sterbende. ... Rächender Gott! ... Also mir selbst mußte ich ... O, welche Qual .. welche Qual!

Also Gift war in dem Glase, das sie mir bot! rief Simon mit einem wahnsinnigen Blick auf das Glas, das nur bis zur Hälfte geleert am Boden stand.

Sie hatte bereits die Hälfte des Glases getrunken,

als die Hilfe gekommen war; aber diese Hälfte hatte genügt.

— Die lebende Weihe, murmelte Simon.

— Still, Simon! rief Armand. ... Eine höhere Macht hat sie Ihrer elenden Rache entzogen!

— Gnade! ... Erbarmen! rief die Sterbende, indem sie Armands Hand an ihre kalten Lippen führte. ... Ewiger Gott! ... Heilige Maria! ... Gnade, Gnade!

Armand erinnerte sich, daß er das kleine Kruzifix an seiner Brust trage.

Er zog dasselbe hervor und hielt es vor die brechenden Augen der Sterbenden.

Es war ihm als verleihe das goldene Bild des Erlösers einen Schimmer seines Glanzes den Zügen der Sterbenden.

Heftig riß diese das Kruzifix an sich und drückte es sammt Armands Hand an ihre Brust.

Die Marquise d'Estelle hatte, wie wir wissen, sowohl Armand als die Herzogin von Beaudreuil zu vernichten gesucht, und gerade die Hand des ersteren und das Kruzifix der letzteren mußten es sein, welche ihr die letzten Augenblicke erleichterten.

XXI.

Im Monat Juni.

Frankreich war nach dem blutigsten, unseligsten Kampfe zur Republik geworden.

Es war in den letzten Tagen des Monat Juni.

General Cavaignac, der Dictator und dann bis auf Weiteres Präsident, hatte eine große Gesellschaft von Herren und Damen in seinem Hotel.

Man begann, sich allmälig von den schrecklichen Stürmen zu erholen; aber man tanzte doch noch nicht, denn der Boden war noch schlüpfrig von dem so scheußlich vergossenen Blut und noch zu warm von dem ausgebrannten Vulkan.

Man sprach von den Mißgeschicken, welche man erlebt, von den Stürmen der Zeit und vielen andern Dingen, denn die Franzosen, an stürmische und wechselnde Zeiten gewöhnt, halten sich nicht lange bei einem Gegenstande auf.

Das Leben dieses unruhigen Volkes ist ja ein unaufhörliches Hin- und Herklettern zwischen der Sturmglocke der Notredame-Kirche und dem Gesange der Nachtigallen in Trianons Hainen.

Der ernste Wirth, damals noch ein Gegenstand von aller Dankbarkeit und Bewunderung, zehn Jahre später aber begraben in aller Stille und Vergessenheit, hatte für jeden seiner Gäste ein paar liebenswürdige Worte, oft aber wandte er das Antlitz zur Thür des Salons, als erwarte er noch einen Gast.

Endlich öffnete sich diese Thür und ein Bedienter meldete:

— Herr Armand Cambon!

Konnte es unser Held sein, welchen der General erwartete? So fast erschien es, nach dem seltenen Lächeln zu urtheilen, mit welchem der sonst so strenge Krieger seinen neuen Gast empfing.

Unser Held war etwas verändert, jedoch nur zu seinem Vortheil, denn was machen nicht die — Kleider!

Die einfache, doch geschmackvolle Officiers-Uniform der Mobilgarde kleidete den jungen und schlank gewachsenen Mann vortrefflich.

Der schlanke Körper, die hochgewölbte Brust und die breiten Schultern füllten den hübschen Waffenrock

vortrefflich, und dieser wiederum wurde durch das Band und das Kreuz der Ehrenlegion auch keineswegs entstellt.

Armand hatte, seit wir ihn zum letzten Male sahen, sich etwas zugelegt, das den Frauen beim ersten Blick gerade nicht mißfallen wird, das sie aber schließlich vollkommen entschuldigen, nämlich eine breite und ziemlich frische Wunde quer über die Wange, die von einer guten Klinge und einem kräftigen Arm zeugte.

Der Wirth nahm den jungen Officier bei der Hand und führte ihn in den Salon, mitten in einen Kreis von Herren in Uniformen und von Damen in Juwelen. Selbst für den ehemaligen Goldarbeiter waren hier zu viel Gold und Juwelen beisammen.

— Ich habe die Ehre, meine edlen Gäste, begann der General, Ihnen hier einen jungen Helden zu präsentiren. Herr Armand Cambon ist der Premier-Lieutenant der tapfern Mobilgarde; wenn ich aber erkläre, daß er der Tapferste seines Regiments ist, so erzeige ich ihm eine Gerechtigkeit, welche keiner seiner Kameraden bestreiten oder mißbilligen wird.

Solche Worte von solchen Lippen wollten viel bedeuten. Ein Gemurmel der Ueberraschung ging durch den Salon.

Die rothe Narbe auf Armands Wange war nicht

mehr zu bemerken, denn sein ganzes Antlitz hatte sich purpurn gefärbt.

Dieser Purpur bewies deutlicher als die blauen Augen die nördliche Heimath seiner Mutter.

Der Franzose wird nie verlegen, erröthet nie vor Lobsprüchen, mögen sie ihm nun Andre geben oder mag er sie sich selber sagen. Dieselben sind ganz in der Ordnung, denkt er.

Der General also fuhr fort:

Mit großem Lobe mir von meinem geehrten Freunde Lamartine empfohlen, dessen stete Ordonnanz er in den Tagen der Gefahr gewesen, hat er unter meinem Befehl gedient und unter meinen Augen gegen die Anarchie gekämpft. Er hat Das gemeinsam mit seinem Regimente, daß er die Gesellschaft vor der größten Gefahr gerettet. Was aber die Gesellschaft ihm ganz besonders zu danken hat, ist, daß der productivste Theil von Paris in diesem Augenblicke nicht in Asche und Tausende von verirrten Individuen nicht darunter begraben liegen. — Der Faubourg St. Antoine war in den Händen einer verzweifelten, scheußlichen Rotte, von der wir Alle gehört, fuhr der General fort! und der Anführer derselben, der wilde Simon, hatte geschworen zu sterben ehe er sich ergebe. Vergebens hatte mein Freund und Waffenbruder Lamoricière die Barrikaden beschossen;

es blieb mir nichts Anderes übrig, als das am dichtesten bewohnte Stadtviertel von Paris mit allen seinen Fabriken und Werkstätten in Brand zu stecken. Bomben und Pechkränze waren in Ordnung, das Kommando-Wort lag mir bereits auf der Zunge. . . . Da traf Armand Cambon an der Spitze seiner Compagnie an. „Trösten Sie meinen alten Vater, denn ich sterbe wenn ich nicht siege!" rief er mir zu und stürmte die Barrikade.

— Seine Compagnie, würdig ihres Anführers, folgte ihm, aber Wenige nur erreichten die Spitze der Barrikade. . . . Bald auch sah ich meinen tapferen Lieutenant im Kampfe mit dem wilden Simon selbst, und die Streiter beider Theile senkten ihre Waffen, um einen so entsetzlichen Zweikampf mit anzusehen. . . . Endlich aber sank die rothe Fahne und Simon stürzte mit gespaltenem Schädel rücklings hinab. Die Insurgenten streckten sofort die Waffen, als habe sich ihr ganzer Widerstand in der Person ihres Anführers concentrirt, und der Faubourg St. Antoine war gerettet!

— Ich nahm das Kreuz der Ehrenlegion von meiner Brust und heftete es an die des Siegers, fuhr der General mit tiefer Rührung fort. Der junge Held nahm das Kreuz, küßte es und rief: „Wie wird sich

mein alter Vater freuen!“ Und der Sohn heiligte mit seinen Thränen, was der Krieger mit seinem Blut erobert! . . . Ich weiß nicht, was ich am meisten bewundern soll; den fabelhaften Muth des Kriegers oder die Liebe des Sohnes, die mitten in dem berauschenden Augenblick des Siegers nur für die Freude des Vaters Sinn hatte.

Der General machte eine Pause. Kaum fand sich im Salon ein Auge, das nicht feucht gewesen wäre.

Namentlich aber waren es ein paar blaue Augen, die gleich bei Armands Eintritt in den Salon ihre Blicke auf sein Antlitz geheftet und dieselben nicht wieder von ihm losmachen konnten.

Dieses Augenpaar, bald leuchtend vom Glanz der Begeisterung, bald von dem der Thränen, gehörte einer von Schönheit und Diamanten strahlenden jungen Dame.

Diese Dame hatte ihren Platz zwischen zwei älteren Frauen, die mit Verwunderung und Unruhe auf die unwillkürlichen Aeußerungen ihrer schönen Nachbarin lauschten, während der General von Armands Heldenmuth sprach.

— Sie kennen also den jungen Officier? fragte die Eine von ihnen.

— Ich sollte ihn nicht kennen! rief die Jüngere.

... Ach, wenn der General Alles wüßte, was ich von ihm weiß! ... Was würde der General sagen! .... Welch ein Mann! .... Welch ein Held!

— Ein braver Mann, das ist nicht zu leugnen! gab die Aeltere zu. ... Und auch von ganz vortheilhaftem Aeußeren! ... Aber so enthusiasmirt zu sein wie Sie. ...

— Ich kann es gar nicht zu viel sein!

— Ein Glück, daß der Herzog von Arlenton Sie nicht hört!

— Und weshalb?

— Nun, weil Ihnen der Herzog von Arlenton den Hof macht!

— Ich habe niemals an den Herzog von Arlenton gedacht!

Die beiden älteren Damen betrachteten die junge fast mit Bestürzung. Für einen Mann aus dem Volke sich zu enthusiasmiren und an einen Herzog nicht einmal zu denken, der doch in seinen Adern einige Tropfen königlichen Blutes haben sollte. ... Das war unerhört!

— Um des Himmels willen, beruhigen Sie sich, Herzogin! warnte die andere der beiden älteren Damen. Dies ist zu viel, ... viel zu viel, und wenn es der große Condé selbst wäre!

— Es war meine Absicht, diesen jungen Mann an Paris zu fesseln, begann der General von Neuem, denn ein Arm und ein Herz wie das seinige sind in unserer Zeit unschätzbar. . . . Aber er selbst hat dringend um ein Kommando in Arfrika gebeten und deshalb habe ich diese Gelegenheit benutzen wollen, um als einen Beweis von Frankreichs Dankbarkeit und meiner Hochachtung in Ihrer aller Gegenwart ihm sein Patent als Kapitain beim ersten Jäger-Regiment zu überreichen, das in acht Tagen nach Algier abgeht. . . . Ich wünsche der Compagnie Glück, an deren Spitze er uns verläßt, und es soll mich nicht wundern, wenn der jetzige Compagnie-Chef an der Spitze eines ganzen Regiments, ja vielleicht sogar einer Brigade zurückkehrt. Glück zu, Kapitain Cambon!

Der General überreichte mit diesen Worten dem jungen Kapitain das Patent und dieser wurde jetzt von allen Seiten mit Komplimenten und Glückwünschen überhäuft. Alle schienen sie durch das Avancement des tapfern Officiers sehr erfreut.

Nur die Eine, welche wir vorhin Herzogin nennen hörten, theilte nicht die Freude der Uebrigen.

— Er will Paris verlassen! rief sie erbleichend aus. . . Großer Gott, er geht nach Algier, nach Afrika!

Mit diesen Worten verließ sie ihre erstaunten Begleiterinnen.

Inzwischen war der Held des Tages buchstäblich in der Gesellschaft von Hand zu Hand gegangen. Jeder hatte ein Wort, einen Handdruck für ihn.

Als er auf diese Weise Alle passirt, kam man endlich zur Ruhe und zur Besinnung, und begann sich mit der Frage zu unterhalten, wie man die gänzlich ruinirten Theater von Paris wieder aufrichten könne, damit man der Langenweile nicht anheim falle.

Man wollte Julia Grisi, Rubini und Lablache von London zurück haben, wohin sie sich geflüchtet. Man hoffte auch, daß Jenny Lind endlich kommen werde, um mit ihren Tönen das halbtodte Paris zu beleben.

Armand, der leider in diesen Angelegenheiten keinen Vorschlag zu machen wußte und sich durch dieselben auch nicht interessirt fühlte, zog sich aus dem Salon zurück. Zufällig fand er in einem kleinen Kabinet ein niedliches Sopha leer, er nahm also Platz darin, um ungestört sein Kapitains-Patent studiren zu können, eine Lecture, die namenelich für einen Menschen sehr interessant sein muß, der erst seit vier Wochen Lieutenant ist.

Aber nichts desto weniger flogen die Augen des

Kapitains oft über das Patent hinweg und starrten auf Gott weiß was.

Sie starrten auf die Fauteuils und Tische, ohne trotzdem an denselben etwas Besonderes zu entdecken.

So ergeht es den Blicken der Menschen oft; sie starren kalt auf Alles, ohne sich an irgend etwas zu heften.

Wie anders ist es mit den Strahlen der Sonne, die doch mindestens Wärme zurücklassen!

Auch Armand ward übrigens ganz plötzlich warm, denn er blickte mitten in die Sonne hinein, obgleich es Abend war und das Kabinet von Wachskerzen erhellt war.

Die Wittwe des unglücklichen Herzogs von Beaudreuil war nämlich in das Kabinet getreten, und sie war es, welche dem Kapitain in die Augen stach, obgleich er sie bereits im Kopf und im Herzen hatte.

Armand erhob sich von dem Sopha, denn man bleibt vor einer Herzogin nicht sitzen und verbeugte sich tief vor ihr.

— Lassen Sie uns hier Platz nehmen und ein wenig plaudern, sagte die Herzogin und setzte sich in das kleine Sopha, das gerade für Zwei Platz hatte.

— Ich brauche kaum zu erwähnen, wie innig ich an Ihrem Glück und Ihrer Ehre Theil nehme, fuhr

die Herzogin fort. Als Sie aber bei Empfang der wohlverdienten Ehrenlegion und Kreuzes an die Freude Ihres Vaters dachten, vergaßen Sie, auch an die meinige zu denken!

Das klang fast wie Neid auf den armen Invaliden in Bicêtre.

— Wie hätte ich wagen können, hieran zu denken! antwortete der Kapitain.

— Sie sind ein wenig Egoist, mein bester Kapitain, sagte die Herzogin, denn Sie allein wollen nur gut denken ... Auch ist es ungerecht, mich wie ein gefühlloses Wesen zu betrachten!

— Ich beschwöre Sie, Madame, geben Sie meinen Worten nicht eine solche Deutung! ... Bei Gott, dies war nicht meine Meinung!

— Ich weiß es wohl! fuhr die Herzogin mit Milde und gleichsam ihren Vorwurf bereuend fort. Ich weiß ja, daß Sie eben so anspruchslos und schüchtern, wie tapfer und unerschrocken sind! ... Vielleicht hatten Sie auch Grund, mir etwas vorzuwerfen; leider weit entfernt von Paris während der verflossenen, unseligen Monate, fand ich keine günstige Gelegenheit, Ihnen Nachricht von mir zu geben ... Ich bin Ihnen aber dennoch mit Aufmerksamkeit gefolgt, und Alles, was ich von Ihnen hörte, rechtfertigte nur meine gute

Meinung von Ihnen, hat dieselbe sogar noch erhöht ... Doch, nicht von mir wollte ich sprechen, sondern von Ihrer Zukunft ... Ich höre soeben, Sie wollen Paris verlassen und nach Afrika gehen?

— Ja, Madame!

— Weshalb? ... Haben Sie nicht Ehre genug geerntet?

— Traurige Ehre! antwortete Armand. Jedes Lobeswort, das mir der General vorhin spendete, drang mir wie ein Stich ins Herz ... Jeder Stein in Paris redet ja von dem Blute eines Mitmenschen.

— Sie scheinen den großen Dienst zu bereuen, welchen Sie dem Vaterlande erwiesen?

— Weit entfernt, Madame! ... Aber ich beklage so viele Verirrungen, so viel Elend!

— Ich verstehe Sie, sagte die Herzogin, und ich verstehe auch, warum Sie in Paris sich nicht wohl fühlen. ... Aber Frankreich ist ja groß; warum wollen Sie nach Afrika?

— Ich ward, ohne daran zu denken, in die militairische Laufbahn hineingeschleudert und einmal in dieser, muß ich vorwärts!

— Und Sie würden vorwärts kommen, ich bin davon überzeugt, ohne daß ich dies von dem General hätte zu hören gebraucht ... Aber es liegen viel

Gräber zwischen den Epauletten eines Kapitains und eines Generals, und zwischen diesen vielleicht Ihr eigenes!

— Das ist wahr, Madame ... Aber ich zittre weniger für das meinige, als für Anderer Gräber.

— Sie reisen also nach Afrika, um zu sterben?

Armand schwieg.

— Ich hatte mir dies nicht vorstellen können, fuhr die Herzogin fort ... Ein Mann in der Blüthe seines Alters und mit Ihrer Kraft, dem Vaterlande zu nützen, sollte schon des Lebens müde sein? ... Verzeihen Sie mir, aber ich erkenne den früheren Armand Cambon nicht wieder!

— Ach, ich erkenne mich selbst ja nicht wieder! antwortete Armand. Während der verflossenen Monate bin ich alt, sehr alt geworden ... Es ist mir, als sei meine Seele ergraut, als besäße ich nichts mehr, für das ich leben könnte.

— Und ... und Ihr Vater, den sie so innig lieben?

— Mein Vater! ... Mein guter, edler Vater! ... Er ist ein Krüppel, mein Vater! ... Aber er ist dennoch jünger, als sein Sohn! ... Aus Erbarmen, Herzogin! setzte er, sich erhebend, hinzu ... Erlauben Sie mir, mich zu verabschieden ... Man

sucht Sie im Salon; gewiß, man wird Sie suchen; man wird sich darüber wundern ...

— Ueber was?

- Daß Sie hier sitzen, Madame!

— Ich kann Niemand hindern, sich zu wundern, antwortete die Herzogin; aber ich gestatte Niemandem, mir seine Verwunderung zu äußern. Haben Sie die Güte, Ihren Platz wieder einzunehmen, Kapitain Cambon!

— Unmöglich! versetzte Armand, zugleich einen scheuen Blick auf einen jungen und eleganten Herrn werfend, der in das Kabinet trat und wirklich Jemand zu suchen schien.

— Sie hörten nicht, Kapitain, daß ich Sie bat, Ihren Platz zu behalten! sagte die Herzogin laut und fast befehlend, ohne den jungen Herrn eines Blickes zu würdigen.

Armand sank fast mechanisch auf das Sopha zurück. Der junge Elegant setzte seinen Weg durch das Kabinet fort und verschwand, nachdem er gefunden, aber nicht bekommen, was er suchte.

— Weshalb erblaßten Sie beim Anblick dieses Mannes? fragte die Herzogin lächelnd.

— Ich sollte blaß geworden sein? stammelte der Held des Tages.

— Kannten Sie diesen Herrn?

— Ich? . . . Ich glaube, es war der junge Herzog von Arlenton, antwortete Armand, dem es sehr beklommen ums Herz war.

— Und Armand Cambon, der Tapferste der Tapferen, sollte vor einem Herzog von Arlenton erbleichen?

Armands Miene in diesem Augenblick strafte wirklich seinen Heldenmuth Lügen.

— So ist also dieses Gerücht auch zu Ihnen gedrungen? sagte die Herzogin. Ich bin nicht böse darüber, daß Sie mir mit Aufmerksamkeit gefolgt sind; daß Sie aber nur auf die falschen Gerüchte lauschten, das gefällt mir nicht!

— Ach, Herzogin! . . . rief der Kapitain aus.

— Armand, wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Ergebenheit zeigen, so nennen Sie mich nicht bei diesem Namen! . . . Ich habe ihn nie geliebt und werde ihn auch nie lieben!

Armand stieß einen Seufzer aus, als sei eine ganze Barrikade von seiner Brust gefallen. Wie selten ist es aber auch, daß ein Weib den vielleicht pikantesten Titel der ganzen Christenheit verschmäht.

— Ich hatte eine bessere Idee von Ihrer Absicht nach Afrika zu gehen, begann sie von Neuem, und ich

werde Ihnen diese offen mittheilen. . . . . Ich glaubte nämlich, Sie sehnten sich dorthin, um durch neue Heldenthaten und höheres Avancement sich dem Weibe zu nähern, das Sie lieben.

Armand betrachtete seine Dame mit unbeschreiblicher Verwirrung.

— Sie glaubten, daß Sie nur auf diese Weise ihrer sich würdig machen könnten, fuhr die Herzogin fort, ohne scheinbar seine Verwirrung zu bemerken; da ich aber Diejenige sehr wohl kenne, welche Sie lieben, so kann ich Ihnen auch sagen, wie sie in dieser Angelegenheit denkt. . . . . Sie denkt nämlich, daß Ihre Ehre nicht größer wird dadurch, daß Ihr unwiderstehlicher Arm ein oder zwei Dutzend der armen Kabylen niederschlägt, die meines Wissens nichts Schlimmeres gethan als ihren Glauben und ihr Vaterland vertheidigt haben. . . . . Ebenso wenig würde sie sich sonderlich glücklich schätzen, einsam nach Afrika zu reisen und einen Kranz auf Ihr Grab in Gott weiß was für einer Wildniß dieses keineswegs behaglichen Welttheils zu legen. . . . Ueberdies würde sie, falls sie aufrichtig sein wollte, Ihnen sagen, daß Ihr Antlitz zu hübsch ist, um ein Probierstein für die Maurensäbel zu werden und daß Sie also mit Dem zufrieden sein können, was Sie in dieser Hinsicht schon davon ge-

tragen haben. . . . Armand! setzte sie mit Zärtlichkeit hinzu, wo hatten Sie mein Kruzifix an dem Tage, als Sie diese schreckliche Blessur erhielten?

— Ach, ich trug es ja stets auf der Brust! rief Armand, fast schwindelnd vor Seligkeit. Es ist ja ein Geschenk, das mein Leben geschützt, meinen Muth aufrecht erhalten hat!

— Lassen Sie mich glauben, daß dieser Talismann Ihr Leben beschützt, für Ihren Muth bedarf es eines solchen nicht. . . . Sie trugen ihn nicht, als Sie wie ein Schutzengel mich umschwebten; Sie trugen ihn nicht an Ihrer Brust, als Sie mich vor dem entsetzlichsten Schicksal retteten, das je ein wehrloses Weib bedroht. . . . Ja, Armand, Sie waren mir Alles, unvergleichliches, treues Herz! . . . Und an dem Tage, wo ich dies vergesse, wo ich nicht Alles für Sie bin. . . . Armand, wie wunderbar lenkt Gott diese Welt, und dennoch schließlich immer zum Guten! . . . Ach, mein Freund. . . .

Adelaide barg ihre Thränen in dem kleinen, zierlichen Spitzentuch, während ihre andere Hand die des jungen Mannes suchte und fand.

— Also lebewohl, Afrika! rief sie jetzt, strahlend vor Freude, an seiner heißen Küste blühen keine glücklichen Inseln. . . . Jetzt aber, Armand, müssen Sie

mich anhören und meinen Wünschen folgen, denn noch bin ich Ihre alleinige Herrscherin!

— Stets, stets meine einzige Herrscherin! schwor Armand, denn was gelobt man nicht in solchen Augenblicken.

— Aufrichtig gesagt, verlöre ich auch ungern meine Gewalt über Sie, sagte Adelaide.... Doch jetzt hören und gehorchen Sie!... Morgen um zehn Uhr reichen Sie Ihr Gesuch um Ihren Abschied als Kapitän ein, denn es gilt, Paris, ja Frankreich auf ein oder zwei Jahre zu verlassen. Um zwölf Uhr nehmen Sie zwei Ihrer angesehensten Freunde und treffen mich....

— Wo? wo? fragte Armand mit verhaltenem Athem.

— Beim Maire des ersten Arrondissements, wo wir unsern Bund beschließen! antwortete Adelaide.

Armand sank auf seine Knie und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

— Wider Ihre Gewohnheit denken Sie in diesem Augenblick mehr an sich selbst, als an mich! sagte Adelaide. Sie bedenken nicht, daß auch ich einmal glücklich werden will, und daß ich weiß, wo ich mein Glück finde.... Hören Sie es, eigennütziger Mensch? setzte Sie mit einem bezaubernden Lächeln hinzu, ich habe Sie vor allen Anderen gewählt, weil ich weiß,

daß ich an Ihrer Seite das glücklichste Weib auf Erden sein werde!

— O mein Gott, erinnern Sie sich noch der Bildergalerie des Luxembourg, fuhr sie fort. Erinnern Sie sich des Ritters Rogers, des Ungeheuers und der an den Felsen geschmiedeten Angelique? . . . Komm, mein Ritter, Du hast das Ungeheuer getödtet und Angelique harrt Deiner! . . . Bieten Sie jetzt Ihrer Dame den Arm und geleiten Sie dieselbe in den Salon. . . . Man wird sie um die Eroberung des Helden des Tages beneiden . . . und vielleicht ist auch Einer da, der Sie beneidet, Armand, setzte sie mit der feinen und unwiderstehlichen Koketterie hinzu, die nur der Französin eigen ist.

Armand Cambon, der Ueberglückliche, der Selige, führte seine Dame in den Salon.

Adelaide hatte Recht gehabt in einem Fall, aber nicht in dem andern.

Obgleich sie am Arme des Tageshelden erschien, war doch Niemand, der ihr diese große Ehre beneidete; dahingegen gab es gewiß Viele, welche den Kapitän um seine letzte Eroberung beneideten.

Geronnière's großes Vermögen hatte allerdings einige kleine Verluste erlitten, aber es waren noch immer Neunzehntheil davon vorhanden und dies war offen=

bar in den Augen der Leute zu viel für einen jungen Mann, der doch nur den Faubourg St. Antoine gerettet.

Niemand begriff, wie die reizende Wittwe eines Herzogs auf eine so wunderliche Idee hatte gerathen können.

Wer aber am meisten, obgleich ohne Hinsicht auf die Millionen, diese Idee bedauerte, war der edle Graf Vandeul, der die Herzogin von Beaudreuil sehr hochschätzte, aber doch unmöglich einer Madame Cambon seinen Salon öffnen konnte.

Dennoch wird erzählt, daß, als Madame Cambon nach zweijährigem Aufenthalt im Auslande mit ihrem Gatten und einem kleinen blauäugigen Sohn zurückkehrte, die bleiche Diana von Vandeul einige Monate auf einem Schloß in der Provence verweilte, welches ihrer Pensionsfreundin Adelaide gehörte und von dieser bewohnt wurde.

Während dieser Zeit hatte Diana an ihre hohen Eltern im Faubourg St. Germain mehrere Briefe geschrieben, in welchen sie das Glück der ehemaligen Herzogin und die unübertrefflichen Eigenschaften des Herrn Cambon nicht genug preisen konnte, auch oft eines alten Invaliden mit Holzbeinen erwähnte, welcher den kleinen Armand Eugen Cambon exerciren lehrte.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.

2 [illegible]
2 [illegible]
1 [illegible]
1 [illegible]
1 [illegible] [illegible]

Blanche, August,

Armand ein Roman in zwei Bänden

Bd.: 2. Band

Berlin 1859